Ein Wort zur Gesangbuch-... Zugleich Prolegomena zu einem ...

Guido Maria Dreves

15

28

Ein Wort

zur

Gesangbuch-Frage.

Zugleich

Prolegomena zu einem Büchlein geistlicher Volkslieder

von

Guido Maria Dreves S. J.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1884.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.

Die alten Kirchenlieder,
O singe sie auf's Neu,
Und sing sie immer wieder,
Du Volk der deutschen Treu:
An ihrem Feuer labe
Dich gern beim Saitenspiel;
Mit diesem Pilgerstabe
Kommst du gewiß an's Ziel.

Tilike.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Inhalt.

Einleitung.

Wohl keines unter allen Völkern der Erde, selbst die Kinder des grünen Erin nicht ausgenommen, singt so gerne und so gut als das deutsche; über kein anderes Land ist solcher Sangessegen ausgegossen, webt solch zauberischer Liedesfrühling. Das ist eine Thatsache, deren Wahrnehmung sich Jedem, der fremder Herren Länder zu erkunden ging, wie von selbst aufdrängt. Allein nicht nur selber singt der Deutsche gern, er hat auch seinem Sange die Völker rund um ihn her dienstbar gemacht. Es gab eine Zeit, da der Kriegsgott unsere Könige und Kaiser mit ihren Völkern in das eröffnete Erbe des alten Rom eintreten ließ. Es folgte eine andere Zeit, da deutscher Bürgerfleiß und Kunstsinn die Welt zum zweiten Male eroberte; da es hieß: Nürnberger Tand geht durch alle Land; wo man sprach: Ulmer Geld geht durch alle Welt; als die mächtigen Städte „an des Reiches Seekante" von Lunden bis Nowgorod verführten, was Kunst und Handwerk im heiligen Köln und deutschen Nürnberg gefertigt. Die friedlichste, neidloseste und zugleich unbestrittenste Weltherrschaft aber, die wir jemals angetreten, das ist die Weltherrschaft des deutschen Liedes, die Liedesblüthe für den ganzen Feengarten Polyhymnia's gebraucht.

Es genügt, die Programme zu den musikalischen Aufführungen in den Reichen der Themse und Seine einzusehen, um sich zu überzeugen, daß das kein eitel Prahlen ist. Um die Donizetti und Rossini in Schach zu halten, brauchen wir kaum edleres Blut in's Feld zu stellen als die Meyerbeer und Offenbach, und es bleibt uns im Haupttreffen die ganze Schaar der Unsterblichen, die um Haupteslänge über dem Chore gewöhnlicher Erdbewohner aufragen, und denen kein anderes Land der Erde eine ebenbürtige entgegenzustellen hat: die Mozart und Haydn, die Beethoven und Mendelssohn, die Weber und Wagner, von denen der einzige Händel

genügte, Albion, wie es scheint für immer, an seinen Triumphwagen zu fesseln.

Auf dem Gebiete der Kirchenmusik allein schien Italien mit seinem Pränestiner Riesen die Oberhand behaupten zu wollen. Denn was unsere Unsterblichen von der Oper für den Altar schrieben, das mochte immerhin unsterblich schön sein, war aber auch unsterblich unkirchlich oder, wie Mendelssohn einmal von einer Messe Haydns sagt, „skandalös lustig"; das war allerdings Musik für die Kirche und leider auch in der Kirche, aber nun und nimmer Kirchenmusik. Ob wir jetzt, nachdem uns der deutsche Cäcilienverein eine ganze Reihe zum Theile genialer Kirchencomponisten geschenkt, die alle Errungenschaften, das ganze reiche Erbe der Unsterblichen, nur nicht deren Weltlichkeit, in den Dienst der Kirche hinübernahmen; ob wir jetzt, wo zu Handl und Lassus, zu Senfl und Fink sich die Witt, Könen, Stehle gestellt haben, den Vittoria und Anerio und selbst dem „Angelico" im Reich der Töne mit Ehren an die Seite treten werden, das muß billig der Nachwelt zum Entscheid verbleiben.

Allein wenn wir ohne Anmaßung die Hegemonie auf dem Gebiete der Kunstmusik beanspruchen können, so können wir dieß mindestens ebenso sehr auf dem Gebiete der populären, des Volksliedes, und zwar nicht bloß des weltlichen, sondern und in weit höherem Grade auch des geistlichen. Es ist gewiß, wenn man den Schatz deutscher Volkslieder, das Wort in seiner weitesten Bedeutung genommen, mit den Vorräthen fremder Zungen vergleicht, so wird jeder unparteiische Richter unserem Volke die Palme zuerkennen müssen, nicht nur was den Reichthum, sondern auch was den Werth und die Eigenartigkeit angeht in Wort und Weise. Eine solche Tiefe und Innigkeit des Gefühls, ein solcher Zauber des musikalischen Ausdrucks findet sich nicht zum zweiten Male. Indeß, sind wir auf dem Gebiete des weltlichen Volksliedes die Ersten, dann sind wir auf dem des geistlichen die Einzigen. Kein anderes Volk kann sich in dem Sinne wie wir eines geistlichen Volksliedes rühmen; in der ganzen christlichen Literärgeschichte findet sich eine Erscheinung wie die unseres deutschen Kirchenliedes nur ein einziges Mal. Zwar war der doppelte Einfluß von Seite des weltlichen Volksgesanges wie von Seite der lateinischen Hymnendichtung, an deren Hand unser geistliches Volkslied groß geworden, derselbe auch in anderen Ländern der lateinischen Christenheit, denen es denn auch an den lebenskräftigsten, hoffnungsvollsten Ansätzen einer geistlichen Volkspoesie keineswegs gefehlt hat. Ist doch z. B. das englische dem deutschen Volksliede so zum Verwechseln ähnlich, daß

man kaum umhin kann, einen Einfluß von diesem auf jenes, vielleicht durch Vermittlung des niederländischen, anzunehmen: eine Annahme, die um so leichter wird, wenn man bedenkt, daß z. B. von allen Marienliedern gerade die niederrheinischen die schönsten sind. „In ihnen finden wir die tiefste Innigkeit des Gefühls beim edelsten und einfachsten Ausdruck. Man erinnert sich dabei, daß auch unter den weltlichen Volksliedern die altniederländischen bei Weitem die schönsten sind."[1] Wer glaubte denn nicht eine Übertragung aus dem Mittelhochdeutschen vor sich zu haben, wenn er auf Lieder wie das folgende trifft:

I sing of a maiden That is matchless, King of all kings To her son she ches.	Ich sing von einer maget, Die maget, die was rein, Der künig aller künig, Der wart ihr kintli klein.
He came also still To his mother's bower, As dew in April That falleth on the flower.	Krist kam so heimlich stille Zû siner mûter schoofs, Als towe zû der rosen Die sich vor tag erschlofs.
Mother and maiden Was never none, but she, Well might such a lady God's mother be[2].	Mûter und mait alleine Vor aller frowen schar, So was die maget reine, Die uns das hail gebar.

Oder auch das folgende schöne Lied von dem Mitleiden Mariä, das so ganz das Gepräge des deutschen Volksliedes trägt:

Mary, mother, come and see,
Thy son is nailed on a tree,
Hand and foot he may not go,
His body is wounded all in woe.

Thy sweet son that thou hast born,
To save mankind that was forlorn,
His head is wreathed in a thorn,
His blissful body is all torn.

When he began his tale to tell,
Mary would not longer dwell,
But hyed her fast to that hill
There Jesus His blood began to spill.

Why, sweet son, that art me dear,
Why have men hanged Thee here?
Thy head is wreathed in a brere,
My lovely son, where is thy cheer?

[1] Wolfgang Menzel, Deutsche Dichtung. I. 264.
[2] Thomas Wright, Songs and carols of the XV. century. p. 30.

Thy sweet body that in me rest,
Thy comely mouth that I have kissed
Now on rood is made thy nest,
Leve child, what is me best?

Woman, to John I thee betake,
John keep this woman for my sake,
For sinful souls my death I take,
On rood I hang for man's sake.

This game alone Me must play,
For sinful souls I die to day,
There is no wight, that goes by the way,
Of my pains can well say [1].

Allein während die Kirchenspaltung in Deutschland dem deutschen Volksgesange auch in den katholischen Landestheilen einen neuen Aufschwung gab, ja ihn vielfach überwuchern ließ, ist sie demselben in anderen Ländern verhängnißvoll geworden. Wie ein kalter Nachtschaden ertödtete sie die erst halbgeöffneten Knospen.

Diese ganz einzige Bevorzugung müßte für uns wahrhaftig Grund genug sein, nicht nur der Vorsehung für diese Himmelsgabe Dank zu wissen und mit warmer Liebe und Begeisterung an diesem Erbe glaubensinniger Vorfahren zu hangen, sondern auch eifersüchtig dasselbe zu hüten und überall da, wo es der seichten Aufklärung einer nicht allzu fernen Vergangenheit gelang, ihre nüchternen Reimereien an die Stelle dieser Kernpoesien zu setzen, unerbittlich die Spreu von der Tenne zu fegen.

Es ist ja Dank dem nationalen Aufschwunge der herrlichen Freiheitskriege auch neues christliches Leben und Streben erwacht, das unerachtet allen Widerspruchs nicht nur die Schwelle des alten Heiligthums siegreich vertheidigt gegen die zersprengten Reste eines liberalen Aufkläricht, die wir in unseren Tagen zu einem letzten Sturmlauf sich sammeln sahen, sondern auch seine ehrwürdigen Hallen mit neuen, den alten ebenbürtigen Kunstwerken erfüllt. Auf allen Gebieten christlicher Kunst regt sich eine kräftige, gesunde Reaction, die mit der gleich unchristlichen, gleich undeutschen Puder-Vergangenheit gebrochen hat, um an die deutsche, die christkatholische Vergangenheit, an die glänzenden großen Epochen mittelalterlicher Romantik anzuknüpfen. Zuletzt hat dieser lebensfrische Hauch, dieses Wehen und Brausen des heiligen Geistes, auch den letzten und feinsten Staub erfaßt und ist, plötzlich losbrechend — denn Niemand

[1] Th. Wright, l. c. p. 65.

weiß, von wannen er kommt und wohin er geht — reinigend, erfrischend und verjüngend durch das ätherische Reich der Töne gefahren. Die fetten kleinen und die feisten großen Amoretten, die mit mehr als hellenischer Ungenirtheit auf den Barockorgeln unserer Emporen balancirten, sahen sich plötzlich ihrer Hörner und Harfen beraubt und wichen wie heidnischer Teufelsspuk vor den neuen keuschen Klängen, in die nun die Engel, ohne zu erröthen, wieder ihre Stimmen mischen konnten.

Wie ein zürnendes Gewitter, dem duftigeres Blühen und lustigeres Schallen folgt in Feld und Busch, so war die schneidende Kritik des Cäcilienvereins, allerdings unter viel Donner und Blitz, aber doch reinigend und klärend durch die trübe Atmosphäre gezogen. Die leichtere Luft, die seinem Auftreten folgte, mußte wohlthätig auch auf das deutsche Volkslied wirken. Auch in das deutsche Volksliederbuch hatte sich ja viel, namenlos viel des Unerbaulichen und Profanen eingeschlichen; auch das mußte den Zorn der Tempelreiniger auf sich lenken. Allein ohne im Mindesten die Verdienste zu mißkennen, die sich der Verein schon jetzt um das Volkslied erworben — man braucht nur an Mohrs „Cäcilia" zu erinnern, in der das Volkslied, Anfangs noch ungebärdig wie junger Most, sich mit jeder neuen Auflage mehr und mehr geklärt hat —, ist doch nicht zu verkennen, daß seine bezüglichen Erfolge nicht zu vergleichen sind mit dem, was er Großes und Herrliches auf den verschiedensten Gebieten der höheren Kunstmusik geleistet hat. Unter den vielen Gründen, die das veranlassen mußten, genügt es, auf drei aufmerksam zu machen. Einmal waren die sämmtlichen Kräfte durch die zahlreichen Arbeiten und Schöpfungen, die nach Entstehen des Vereins nothwendig wurden, gewiß beansprucht und überansprucht. Sodann ließ sich auch auf den Volksgesang so unmittelbar ein Einfluß nur schwer ausüben, da derselbe zumeist an officielle Gesangbücher gebunden; noch schwerer, weil das Volk mit beispielloser Zähigkeit an dem einmal Gewohnten hängt und einer mißliebigen, weil ihm unverständlichen Neuerung einen passiven Widerstand entgegenzusetzen versteht, der nur einer gleich eisernen Beharrlichkeit überwindlich ist. Endlich und vor Allem mußte jede über das Unterdrücken einiger „skandalös lustigen" oder unerbaulich sentimentaler Lieder hinausgehende Verbesserung so lange eine halbe Maßregel bleiben, als nicht die bis zur Unkenntlichkeit entstellten Liedertexte in ihrer originalen Schönheit wiederhergestellt waren. Denn hier liegt in der That ein noch schreienderes Bedürfniß, als auf der musikalischen Seite je vorhanden war, ein Bedürfniß, das wohl nur deßwegen weniger empfunden wird,

weil verhältnißmäßig Wenige die wundervollen Dichtungen kennen, deren traurige Trümmer noch in ihrer verwüsteten Schönheit die Perlen unserer Gesangbücher bilden. Wer immer in unseren alten Liedersammlungen blätterte, wer immer die Wünschelruthe fand zu dem alten verschütteten Schatze, dem alten versunkenen Liederhorte, der hat gewiß in die Worte eingestimmt, „daß sich kein Volk der Christenheit eines solchen kirchlichen Liederschatzes, einer solchen poetischen Bezeugung seines Glaubens rühmen konnte“[1], als das deutsche. Um so schmerzlicher mußte es ihn aber dann berühren, wenn er, von der poetischen Wanderung heimkehrend in's gewöhnliche Leben des Erdenwallers, die verblühten und verblichenen Blumen ansah, die man ihm als identisch ausgab mit den duftigen Blüthen, die er noch soeben bewundernd geschaut hatte. Dann mochte es wohl geschehen, daß ihm alte Prophetenworte zu Gedächtniß kamen: „Seine Hand hat gelegt der Feind an Sions sämmtliches Geschmeid'; eintreten sah es die Heiden in sein Heiligthum, ihre Stimmen tönten drinnen im Hause des Herrn wie am Tage des Festes.“[2]

Zwar ist gewiß schon recht Manches für das deutsche Kirchenlied geschehen. Welch einen Abstand gewahren wir nicht, wenn wir eines unserer besseren Diöcesangesangbücher, etwa das Trierische oder Münster'sche, zur Hand nehmen und es mit den zu Anfang des Jahrhunderts üblichen vergleichen. Am allerfrappantesten zeigt sich dieser Fortschritt und diese Umwandlung in Mohrs „Cäcilia“, wenn man die Ausgabe etwa von 1870 mit der von 1883 vergleicht. Man sollte meinen, ein ganz anderes Buch in Händen zu haben, eine andere Seele spricht aus beiden; man glaubt die Worte erfüllt zu sehen: „Verfluchen sollst du, was du angebetet, und anbeten, was du verflucht hast.“ Denn während diese Auflage uns etwa die Linie bezeichnet, bis zu der wir in Reform unseres Volksgesanges in den besten Fällen gekommen sind, schildert uns jene in schrecklicher Wahrheit die Gefahr, in der wir schwebten, unser geistliches Volkslied an Schubiger, Stöcklin und Lambillotte zu verlieren. Man braucht nur die Lieder von S. 121—138 durchzumustern, um sich davon sattsamst zu überzeugen. Es gibt aber auch andere Gesangbücher, die noch ganz dastehen, wo das berühmte Konstanzer Gesangbuch seiner Zeit stand, z. B. das Fulda'sche, vor Allem das Freiburger, an dem seit 1849—1883, wo der zweiten Auflage zweiundzwanzigster unveränderter Abdruck erfolgte, nicht einen

[1] Ph. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied. II. Band. 1867, S. XXII.
[2] Thren. 1, 10; 2, 7.

Schritt vorangekommen. Vergleicht man dieses Buch mit dem im gleichen Jahre gedruckten Mainzischen, oder dem ein Jahr später in neuester Auflage erschienenen Paderborn'schen Sursum corda, so gewahrt man nochmals einen Unterschied, wie er zwischen Tag und Nacht greller nicht sein kann. Niemandem kann es beifallen, diese Verdienste schmälern zu wollen; es kann sich nur fragen, können wir nun stille stehen? Ist nun alles Erreichbare erreicht, oder müssen wir auf der einmal beschrittenen Bahn noch weiter voran, beziehungsweise zurück? Können wir mit Recht fordern: Qui justus est, justificetur adhuc?

Ja, glauben wir unbedingt antworten zu sollen, es kann und folglich muß noch Etwas, noch Vieles geschehen für unser singendes und betendes Volk, damit es Wahrheit werde: Qui bene cantat, bis orat. Das zu zeigen, ist die nächste Aufgabe dieser Blätter. Es kann und muß noch Etwas geschehen für unser katholisches Volkslied, weniger in wissenschaftlicher, ungleich mehr in praktischer Beziehung. Zwar ruht ja die Wissenschaft nie; zwar ist das der Hymnologie zuständige Material ein so ausgedehntes und vielfach so außer dem Wege liegendes, daß gewiß wenige Jahre vergehen werden, ohne einzelnes Neue zu unserer Kenntniß zu bringen, und darunter wohl auch manches Werthvolle, Manches, was mehr als historisches Interesse beansprucht, Manches, was den Wunsch rege machen wird, es von Neuem unter das Volk zu bringen. Aber eben weil die Wissenschaft doch niemals zu einem völligen Abschluß gelangt, wäre es thöricht, länger zu säumen, die Forschungen unserer Gelehrten, eines Hoffmann, Wackernagel, Kehrein, eines Meister, Bäumker u. A., für unser Volk nutzbar zu machen. Denn in der Hauptsache werden die auf diesem Gebiete einmal gewonnenen Resultate wohl nicht mehr verändert werden und sind jedenfalls bis zu dem Punkte gediehen, daß sie uns mit Sicherheit die Schäden und Mängel unseres augenblicklichen Kirchengesanges erkennen lassen, zugleich ein überfließendes Material zur Heilung derselben an die Hand gebend.

Diese Mängel sind beiläufig die folgenden: Die meisten unserer Volksgesangbücher enthalten noch immer manche Melodien, um die es jedenfalls nicht schade wäre, wenn sie in Wegfall kämen. Noch größer ist die Anzahl der Texte, die auch den gemäßigtsten Anforderungen des Geschmackes nicht die mindeste Rechnung tragen. Das Vorhandensein solcher Lieder ließe sich aber selbst dann nicht entschuldigen, wenn an einem geeigneten Ersatz Mangel wäre, wenn wir einen solchen erst zu schaffen hätten. Geradezu Unmuth erregend muß es jetzt wirken, wo

sich mühelos eine ganze Reihe der nach Text und Melodie zartesten, innigst empfundenen Lieder aufführen läßt, die in keinem deutschen Gesangbuche mehr enthalten sind, und eine unvergleichlich größere, die nur sehr sporadisch sich vorfinden. Dieselbe schale Aufklärung, die unsere gothischen Dome für Ausgeburten barbarischer Geschmacksverirrung erklärte, die mit ihrem zopfigen Wuste unsere ehrwürdigen Münster prostituirte, die an tausend Denkmale altdeutscher Herrlichkeit ihre pietätslosen Hände legte, um recht winklige ABC-Städte und würfelige Wohnkästen an deren Stelle zu setzen, dieselbe Aufklärung des achtzehnten saeculi hat auch — vielfach nicht ohne Gewaltmaßregeln[1] — unserem Volke die herrlichen Gesangbücher, die es von frommen Ahnen ererbt hatte, aus den gefalteten Händen gerissen, um an Stelle der kernigen, glaubensinnigen Ergüsse zarter und doch so gesunder Frömmigkeit die nüchternen Reimereien und hohlen Declamationen josephinistischer Domherren oder Nicolai'scher Federfuchser einzudrängen. Da ist eine restitutio in integrum nöthig. Es ist eine patriotische, es ist eine Christenpflicht, es ist der schönste Dienst, den man unserem Volke leisten kann, ihm das Erbe seiner Väter wiederzugeben, um das es schnöde betrogen, es wieder singen und beten zu lehren, wie seine Väter in schöneren Zeiten gesungen und gebetet haben.

Es ist endlich ein letzter Schaden, daß die verhältnißmäßig geringe Zahl alter Kernlieder, die in den üblichen Gesangbüchern sich finden, in einer Textredaction auftreten, die deren originale Schönheit in hohem Grade beeinträchtigt, oft sie geradezu als Caricatur erscheinen läßt. In Rücksicht auf die Textverbesserung ist neben Tilike's „Magnificat" (Heiligenstadt 1862), das leider im Buchhandel nicht mehr zugänglich zu sein scheint und rücksichtlich dessen ich mich daher auf das Urtheil Bäumkers beziehen muß, als die vorzüglichste Leistung Bone's „Cantate" zu bezeichnen. Als Liederbuch betrachtet, erscheint mir allerdings diese Sammlung zu reichhaltig; Manches, namentlich Modernes, ist mit aufgenommen, was mir nicht sympathisch ist. Das nie hoch genug anzuschlagende Verdienst dieses Werkes liegt aber gerade in der Art und Weise, die alten Liedertexte so zu redigiren, daß dieselben einerseits anstandslos können benutzt werden, ohne auf der anderen Seite ihren Blüthenstaub verloren zu haben. Bone zeigt hier seine bekannte feine, geschmack- und pietätsvolle Weise im schönsten Lichte. Um so bedauerlicher ist, daß seine Texte nicht so, wie er sie gegeben, in unsere Gesangbücher übergingen. Benutzt wurden

[1] Vgl. „Gregoriusblatt" 1877, Nr. 6 u. 7.

dieselben genug; fast alle besseren Gesangbücher legen seine Texte zu Grunde; aber auch nicht eines läßt sie so, wie er sie gegeben. Fast alle glauben an denselben herumbessern zu sollen, und zwar nicht in jenen seltenen Ausnahmefällen, in denen das Cantate sich etwas zu weit von den Originalen entfernt, sondern stets da, wo es in schonender Pietät die alten poetischen Schildereien zu übertünchen sich weigert. So wurde nur zu oft mit den Originalliedern zugleich die Bearbeitung verdorben.

Es liegt mir ob, die gerügten Schäden als vorhanden nachzuweisen. Anstatt indeß dieß durch eine trockene Kritik einzelner Gesangbücher zu thun, wollen wir versuchen, uns über die Grundsätze zu vereinigen, nach denen eine Sammlung von Kirchenliedern gearbeitet werden müßte. Im Verlaufe der Besprechung wird sich dann Gelegenheit genug bieten, bald hier, bald dort, das eine oder andere Gesangbuch zur Illustration heranzuziehen. Um hierin die wünschenswerthe Kürze mit der nothwendigen Vollständigkeit des Beweises zu verbinden — nothwendig, da sonst die Einrede nahe läge, es handle sich doch eben nur um ein Hin und Wieder, um vereinzelte Ausnahmefälle —, wird es geboten sein, auf die unendlich ergiebigere und pikantere Ausbeute, die uns Privatsammlungen bieten würden, ein- für allemal zu verzichten, und uns unter den offiziellen Diöcesangesangbüchern an die anerkannt mustergiltigsten zu halten. Von ihnen wird es leicht und erlaubt sein, a viridi ad aridum auf die minderwerthigen Sammlungen zu schließen. Von solchen sollen nur zwei, das Freiburger und das Konstanzer Gesangbuch, berücksichtigt werden: jenes, weil es soeben in neuester Auflage erschienen; dieses, weil es für die jüngste Vergangenheit des katholischen Volksliedes als eine Art Normalbuch angesehen werden darf und als solches nicht ein Individuum, sondern eine Gattung bedeutet. Daß die literarische Fehde, wo solche erhoben wird, niemals Personen gilt, sondern stets sachlicher Natur ist, stets nur vorhandene Geschmacksverirrungen treffen will, die oft zwingen, gegen eigenen Wunsch und eigene Überzeugung zuzulassen oder beizubehalten, das bedarf wohl einer Versicherung nicht.

Wie ein Kirchenlied gewachsen sein soll.

Got ſitzet uf der künſte ſtul
er hoert die engel ſingen wunniclichen
ſie ſingent al in hoher ſchul
und lobent got den edlen vürſten-richen.
Meiſter Poppe, der ſtarke.

Zur Hebung der beregten Übelſtände, an denen unſere Geſangbücher zur Zeit noch kranken, vor Allem aber behufs Erzielung größerer Einheit im volksthümlichen Kirchengeſange — denn das Hauptübel, die traurige Verkümmerung unſerer Liedertexte, iſt leider noch immer das am wenigſten empfundene —, hat man des Öftern den Vorſchlag gemacht, ſich über einen Kern von beiläufig anderthalb- bis zweihundert Liedern zu verſtändigen, die einen gemeinſamen Stock ſämmtlicher officieller Geſangbücher bilden könnten, während für die individuellen Bedürfniſſe der einzelnen Diöceſen ähnlich wie in Brevier und Miſſale ein angehängtes Proprium ſorgen würde. Dieſer Gedanke iſt, ſo weit ich ſehen kann, in den weiteſten Kreiſen mit Beifall aufgenommen; nur miſcht ſich in ihn hin und wieder die Furcht, ob das auch möglich ſei.

„Meiſter ſpricht bereits von einem allgemeinen deutſchen Geſang- und Choralbuche", ſchreibt A. Walter in den Hiſtoriſch-politiſchen Blättern (94 [6], S. 414). Ob dieſe ſchöne Idee realiſirbar ſein wird, muß die Zukunft lehren. Bäumker hält dafür, daß ſie im Laufe der Zeit ohne große Schwierigkeiten ſich verwirklichen laſſe, namentlich wenn der „Cäcilienverein für alle Länder deutſcher Zunge" die Sache in die Hand nehmen würde. Dann freilich hätten wir die köſtlichſte Frucht, welche der Baum der katholiſchen Hymnologie gezeitigt; das wäre die Krönung der hiſtoriſchen Forſchung unſerer beiden ‚Meiſter'; die herrlichen Lieder des Mittelalters, der frommen Bruſt einer glaubensinnigen Zeit entſprungen, wären wieder dem katholiſchen Leben und Singen zurückgegeben zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen.

Der von Bäumker bezeichnete Weg iſt in der That der einzige, um

aus der herrschenden Verwirrung herauszukommen. Protestantischerseits wurden schon 1853 von einer erst zu Frankfurt, dann zu Eisenach tagenden Commission ganz ähnliche Grundsätze und Forderungen aufgestellt, die aber trotz des großen und weit verbreiteten Interesses schließlich an den unvereinbaren dogmatischen Gegensätzen im Schooße des Protestantismus selbst scheitern mußten. So schrieb die Kreuzzeitung vom 23. November des gedachten Jahres: „Bei der jüngsten Landtags-Versammlung erhob sich der bekannte Baron von Maltzan mit dem Antrag: Se. Hoheit zu bitten, daß Mecklenburg die von den deutschen Landeskirchen veranstalteten Eisenacher Conferenzen nicht mehr beschicke, und zwar aus zwei Gründen. Denn erstens würden die Conferenzen auch von Nassau, Baden und Preußen beschickt, welche die Lutherischen in ihren Ländern verfolgten, indem man sie in Baden und Nassau mit Strafen und Gefängniß belege, in Preußen aber, wo man den Deutschkatholiken, nur nicht den Lutherischen die leerstehenden Kirchen geöffnet, den mühsam und durch mecklenburgische Collecten miterbauten lutherischen Kirchen den Gebrauch der Glocken verweigere. Wenn aber zweitens auf der letzten Eisenacher Conferenz eine Sammlung sogenannter Kernlieder der Kirchen zu Stande gekommen ist, und zwar mit scheinbarer Zustimmung von Mecklenburg, so ist es den Nichtlutherischen gelungen, damit vor Deutschland zu erklären, die Lutherischen hätten nunmehr ihre wichtigsten Kirchenlehren aufgegeben, denn in allen unseren Kirchenliedern, selbst in denen von Luther, sind die wichtigsten Kirchenlehren entweder ausgelassen oder durch reformirte Formen ersetzt."

Solche Gegensätze sind bei uns eine Unmöglichkeit; bloße Geschmacksverschiedenheiten aber sollten einmal bei so ernsten Fragen gar nicht mitreden, werden aber im Falle Gegentheils durch unbekümmertes Beharren auf dem einmal beschrittenen Wege zum endlichen Aufgeben eines, weil erfolglosen, schließlich auch erschöpfenden Zeters bewogen.

Allein so sehr Schritte in der angedeuteten Richtung zu wünschen sind, ebenso bedauerlich wäre es, wenn dieselben verfrüht und übereilt geschähen. Dieselben müssen gleich das erste Mal so geschehen, daß sie nicht nach kurzem Verlauf sich als ungenügend erweisen und neue nothwendig machen. Bis dieselben ohne Hast und Unreife geschehen mögen, sollte der Privatfleiß nach besten Kräften daran arbeiten, nicht nur den Geschmack des weiteren Publikums theoretisch aufzuklären und praktisch zu erziehen, sondern auch den vorhandenen Rohstoff wieder und wieder zu bearbeiten, damit alsdann aus dem mancherlei Guten das Beste und

wahrhaft Mustergiltige ausgelesen werden könne. Ist einmal das „Allgemeine Choralbuch" zu allseitiger Befriedigung zu Stande gekommen, dann muß die Einführung und Einlebung in die Gemeinde naturgemäß ihren Weg durch die Schule nehmen.

Daß unsere Gesangbücher, und zwar nicht bloß das eine oder das andere, sich mit ihren Liedern noch immer in einem Zustande befinden, den das in weiten Kreisen vorhandene, und bald hier, bald dort sich Luft machende Mißbehagen als einen ungenügenden erkennen läßt, und das nicht etwa mit Rücksicht auf das eine oder das andere der Lieder, sondern mit der großen Masse derselben, jedenfalls mit allen alten Liedern, das kann doch nun und nimmer ein Werk des Zufalls, Schicksals-Tragödie sein. Da müssen tiefere Ursachen im Grunde liegen. Und was für Ursachen könnten das sein, wenn nicht bewußtes oder unbewußtes Mitschleppen von ästhetischen Anschauungen und Grundsätzen, die in ihrer praktischen Anwendung auf das Kirchenlied jene Folgen hatten, wie wir sie zu beobachten im Folgenden häufige Gelegenheit finden werden. Es wird also nicht nur von Interesse, sondern von höchstem praktischen Nutzen sein, wenn wir uns zunächst im Allgemeinen darüber klar zu werden suchen, welche Anforderungen wir mit Recht an ein kirchliches Volkslied stellen können und müssen, uns einen Maßstab zurecht machen, den wir — natürlich ohne Pedanterie — an jedes Kirchenlied anlegen können.

Auch aus einem andern Grunde ist dieß praktisch nothwendig. Die Literatur des deutschen Kirchenliedes ist wie die der mittelalterlichen Hymnodie eine überaus große; denn ist auch ihr geographischer Rahmen ein engerer als bei dieser, die, um mit Mone zu reden, von Armenien bis Portugal reicht, so war dafür die Fruchtbarkeit des deutschen Bodens für die kernige Saat des Volksliedes eine um so üppigere. Auch waren es ja hier nicht die Abteien und Kapitel allein, in denen ab und zu ein poetisch angewehter Klosterbruder seiner Muse in leoninischen Versen Luft machte, sondern es war ein singender Klerus, eine singende Ritterschaft, sangesfrohe Zünfte und Gewerke, die von Minnelied und Meistersang ein gut Theil dem geistlichen Liede und vor Allem dem Mariendienste überwiesen. Zwar wird dieser Reichthum für praktische Zwecke der Gegenwart dadurch beschränkt, daß wir nur solche Lieder verwerthen können, von denen zugleich mit dem Texte auch die Weise uns überliefert ist. Aber auch so noch bleibt für die Wahl von anderthalbhundert Liedern ein ausgedehntes Material, wenn man bedenkt, daß die Meister-Bäumker'sche

Sammlung, für den Melodienschatz unseres katholischen Kirchenliedes das Hauptwerk, an 800 Singweisen enthält, obschon dieselbe die Altersgrenze des ausgehenden 17. Jahrhunderts nicht überschreitet und auch nicht einmal für die vorhergehende Zeit Vollständigkeit beansprucht. Da ist es dann allerdings mehr als Luxus und Liebhaberei, wenn wir uns nach Merkmalen umsehen, nach denen wir echtes Gold und eitel Schein zu scheiden vermögen.

1. Das Lied.

Man ſagt von Mangem oft
  wie viel er ſingens kün,
ſo iſt im doch ſin kunſt
  an allen enden dün.

Meiſter Poppe, der ſtarke.

Wenn wir uns nach den Eigenſchaften fragen, durch die ein volksthümliches Kirchenlied von echtem Schrot und Korn ſich unterſcheiden muß, ſo werden wir dieſelben erſchöpfen, wenn wir, vom Allgemeinen zum Beſonderen fortſchreitend, ſagen, es müſſe zunächſt ein Lied, hernach ein Volkslied, letztlich ein Kirchenlied ſein.

Es muß vor Allem ein Lied ſein. Dieſes Sätzchen dürfte ſo leicht zwar Niemand beſtreiten; allein manch Einer, der ſelbes um des literariſchen Anſtandes und Herkommens willen zugeſtände, in der Meinung, damit noch nicht viel vergeben zu haben, würde ſich, wenn er alle Conſequenzen ſeines concessi überſchaute, ſchließlich noch lieber zu der übellautenden aber bequemeren Behauptung verſtehen, das Kirchenlied müſſe ſtreng genommen doch kein eigentliches Lied ſein.

Vielleicht wäre es nicht ganz unnütz, ſelbſt noch weiter zurückzugreifen und zu erörtern, ob ein Kirchenlied überhaupt poetiſch ſein dürfe! Ich würde mich ſchämen, als der Erſte eine ſolche Frage aufzuwerfen, zumal in dieſer Form, in der ſie kaum weniger beleidigt, als etwa das Problem, ob nicht ein Kreis unter Umſtänden doch noch viereckig ſein könne. So wiederhole ich nur, was längſt ausgeſprochen, aber noch viel mehr geübt worden: das Kirchenlied habe nur der Frömmigkeit zu dienen; thue es dieß, gleichviel wie, ſo habe es ſeinen Zweck erreicht; oder wie J. P. Lange es ausdrückt: viele Verfaſſer von Kirchenliedern hätten geglaubt, „wenn auch irgend eine behagliche fromme Reimerei nicht wirklich ein Lied ſei, ſo ſei ſie doch wohl jedenfalls noch ein Kirchenlied“ [1].

Merkwürdiger Weiſe ſcheint ſelbſt Gervinus, dem allerdings bei Be-

[1] Die kirchliche Hymnologie. Zürich 1843. S. 27.

sprechung des Kirchenliedes Manches fremd genug vorkommen mochte, theilweise diesem Irrthume verfallen zu sein, wenn er sich also vernehmen läßt: „Die gläubige Atmosphäre aber im Volk half vor Allem dazu, der kirchlichen Poesie ihren Werth zu geben. Dieser Werth liegt durchaus nicht da, wo der Werth der sonstigen Poesie überhaupt liegt . . . Wenn man die Kirchenlieder bloß ästhetisch würdigen sollte, so würde man häufig die religiös und liturgisch verwerflichsten am höchsten stellen, häufig die von tüchtigster Frömmigkeit und innigstem Religionsgefühl durchdrungenen ihrer harten Sprache und ihres ringenden Ausdruckes wegen am niedrigsten setzen." [1] In diesen Worten ist zu viel Wahrheit und Irrthum in ein Gewebe verflochten, als daß wir uns die Zeit nehmen könnten, es zu entwirren; es illustrirt aber gut, was sonst Manchem kaum glaublich erscheinen möchte.

Der einzig discutirbare Sinn, den christliche Liebe obigen undiscutabelen Worten unterschieben kann, ist dieser: Ist überhaupt ein Kirchenlied, religiöse Poesie zulässig? Oder wie Eichendorff in einem Aufsatze über geistliche Poesie den Satz formulirt: „Andere und zum Theil sehr Wohlgesinnte meinen dagegen, die Religion stehe zu hoch, um von der Poesie erfaßt oder um nicht, wo sie von ihr berührt wird, dadurch profanirt und also gewissermaßen gefährdet zu werden." [2] Und in diesem Sinne ist die Frage allerdings schon früh ventilirt worden, in öffentlicher Verhandlung wohl zum ersten Male im Jahre 563 auf dem Concil zu Braga, das in seinem zwölften Kanon den Gesang poetischer Compositionen (praeter Psalmos) verbot, während das von Tours 567 und das von Toledo 633 sich für Beibehaltung der Hymnen eines Hilarius und Ambrosius entschieden [3]. Natürlich mußten mit dem Aufkommen des geistlichen Volksliedes und seinem allmählichen Eintreten in das Gotteshaus ähnliche Fragen zur Erwägung gezogen werden. Allein dieß gehört zunächst der Geschichte des Kirchenliedes an. Wir aber haben ein Recht, nachdem einmal die Kirche den Bund mit den Künsten geflochten, auch mit dem deutschen Kirchenliede geflochten hat, auf dieses alle Regeln und Normen der Kunst ebenso gut anzuwenden, als auf das profane Lied. Denn wie Niemand dadurch, daß er sich in den näheren Dienst der Kirche begibt, den ewigen Gesetzen entzogen wird, die Gott in der Natur des

[1] Gesch. d. poet. Nat.-Lit. d. Deutschen. III. 9.
[2] Hist.-pol. Bl. XX. 450.
[3] J. Hergenröther, Handb. d. allg. Kirchengesch. III. S. 160. No. 265.

Menschen niedergelegt hat, ebenso wenig bedeutet das Eintreten der Kunst in das Heiligthum eine Dispens von ihren ebenfalls in der menschlichen Natur gegründeten Gesetzen. Im Gegentheile kann, wenn in dieser Hinsicht eine Änderung eintritt, es einzig und allein die sein, daß wir an die religiöse und kirchliche Kunst als an die höchste und erhabenste auch gesteigerte Ansprüche zu machen berechtigt sind. Wie wenig das Gegentheil der Fall ist, drückt eine Recension der Zeitschrift „Semeur“ 1840, Nr. 3 bei Besprechung eines Werkchens: Poésie chrétienne von Mme. Olivier in Lausanne mit attischem Salze also aus: „L'ouvrage de Mme Olivier semble dire aux poëtes: nous n'accepterons jamais vos beaux vers en échange de la vérité, que vous nous devez; et aux chrétiens: nous ne passerons jamais à votre piété de mauvais vers ... chrétiens ou non, des vers sont des vers et les meilleurs sentiments ne les rendent pas bons, s'ils sont mauvais. Si vous ne voulez pas vêtir la vérité, laissez la nue, mais ne la dégradez pas en la couvrant des haillons. S'il vous est trop difficile de faire de bons vers, faites de la bonne prose ... Quel besoin si pressant avez-vous de rimer? Vous a-t-on demandé des vers? Vous en a-t-on surtout demandé de mauvais?“

Zugegeben denn, das Kirchenlied müsse vor Allem eben ein Lied sein, so haben wir damit eine überaus wichtige und vielberegte Frage von vorneherein der Discussion entrückt, die Frage, ob ein Kirchenlied objectiver oder subjectiver Natur sein müsse. Das endlose Hin- und Herreden über diesen Gegenstand war, wie mir vorkommt, nur möglich, weil man sich mehr oder minder absichtlich einen kleinen Herbstnebel machte oder auf beiden Seiten die Tarnkäppchen über die Ohren zog, damit ja Niemand des Nachbarn Standpunkt sehe, sondern Jeder mit dem großen kritischen Vortragespieß nach Herzenslust in dem blauen Dunste herumfahren könne. Wir werden sofort Gelegenheit haben, zu erörtern, in welchem Verstande allein das Kirchenlied objectiv sein darf und sein muß. Hier müssen wir vor Allem zu den Acten nehmen und einmal für immer festnageln, daß das Kirchenlied ein Lied, also seinem innersten Sein und Wesen nach durch und durch subjectiv ist. „Man sollte sich einmal gründlich darüber verständigen,“ meint Lange, „daß das Subjective als solches ein Requisit des Liedes ist und z. B. in den besten Psalmen gerade am stärksten hervortritt.“ [1] Wir dürfen hinzufügen, so

---

[1] Hymnologie S. 18.

stark hervortritt, daß gerade die größte Schwierigkeit für ein fruchtbares Psalmengebet selbst beim Gebildeten die ist, die individuelle, oft nur aus seiner jeweiligen Lage heraus verständliche Stimmung des Sängers auf sich selbst anzuwenden.

So lange das Kirchenlied ein Lied ist und ein Lied bleibt, so lange ist und bleibt es subjectiv. „Denn die Lyrik ist," wie Joseph von Eichendorff in seiner Literaturgeschichte sich ausdrückt, „von aller Poesie die subjectivste; sie geht nicht auf die gewordene That, wie das Epos, und nicht auf die werdende That, wie das Drama, sondern auf den eigentlichen tieferen Grund von Beiden: auf den inneren Menschen; sie hat es mit der Stimmung und nicht mit der äußeren Manifestation dieser Stimmung zu thun. Wie das Epos die Poesie der Vergangenheit, der Sage und traditionellen Heroengeschichte, so ist die Lyrik, da sie an die Individuen gewiesen, wesentlich die Poesie der Gegenwart und folglich unruhig und wandelbar wie diese; von den Wellen der Zeit erweckt und getragen, gleichsam eine unsichtbare, geheimnißvolle Äolsharfe, die von den wechselnden Lüften gespielt wird und einer wunderbaren, unendlichen Modulation fähig ist. Sie ist daher auch ihrer Natur nach musikalisch und singbar, und ihr eigentliches Organ ist das Lied." [1]

Nicht leicht hat Jemand das innerste Sein und Wesen des Liedes schöner und treffender gezeichnet als Herder: „Das Wesen des Liedes ist Gesang, nicht Gemälde; seine Vollkommenheit liegt im melodischen Gange der Leidenschaft oder Empfindung, den man mit dem alten treffenden Ausdruck ‚Weise' nennen könnte. Fehlt diese einem Liede, so hat es keinen Ton, keine poetische Modulation, keinen gehaltenen Gang und Fortgang derselben — habe es Bild und Bilder und Zusammensetzung und Niedlichkeit der Farben, so viel es wolle, es ist kein Lied mehr. Oder wird jene Modulation durch irgend etwas gestört, bringt ein fremder Verbesserer hier eine Parenthese von malerischer Composition, dort eine niedliche Farbe von Beiwort u. s. f. hinein, bei der wir den Augenblick aus dem Ton des Sängers, aus der Melodie des Gesanges hinaus sind und ein schönes, aber hartes und nahrungsloses Farbenkorn kauen: hinweg Gesang! hinweg Lied und Freude! Ist gegentheils in einem Liede Weise da, wohlangeklungen und wohlgehaltene lyrische Weise — wäre der Inhalt selbst auch nicht von Belang, das Lied bleibt und wird gesungen." [2]

---

[1] Vermischte Schriften. Paderb. 1866. S. 72.

[1] Stimmen der Völker, Vorwort. WW. (Hempel) V. 18.

Diesen allgemein giltigen Gesetzen muß auch das Kirchenlied, auch das deutsche Kirchenlied unterliegen. Und warum auch nicht? Ist doch Alles, was es neben dem allgemeinen Gattungsnamen als unterscheidende Merkmale an sich trägt, daß es nämlich ein Kirchenlied und daß es ein deutsches Kirchenlied sein soll, weit eher dazu angethan, diese Forderung lyrischer Subjectivität zu verstärken, als sie abzuschwächen. Denn wie Eichendorff am angegebenen Orte weiter ausführt, hat die Lyrik ihren idealen, auf das Innere gerichteten Zug mit nichts so sehr gemein, als gerade mit dem Christenthume, durch das sie erst zu jener Höhe und Selbständigkeit erhoben wurde, auf der wir sie heute erblicken, während sie bei den Alten zumeist nur angelehnt an Epos und Drama erschienen sei, einer blüthenreichen Liane vergleichbar, die einen gewaltigen Baumriesen umschlungen hält [1]. Dieser Zug des Christenthums zur Lyrik habe aber wieder keinem individuellen Volkscharakter besser entsprochen, als dem deutschen, so daß er nicht ansteht, sie in diesem Betracht vorzugsweise eine deutsche Kunst zu nennen, „wegen der größeren Innigkeit, die an der Glätte des Liedes romanischer Völker nirgend recht haften will und doch der eigentliche Grundklang aller Lyrik ist" [2].

Der Hauptfeind nun, der Würgengel aller Lyrik, ist der Docirton, der Katheder- oder richtiger der Kanzelton, der aus einem didaktischen und einem rhetorischen Elemente sich zusammensetzt. Man hat oft darauf aufmerksam gemacht, daß nur in den seltensten Ausnahmefällen, die daher der allgemeinen Regel einen Abbruch nicht thun können, große Dichter auch gute Redner, große Redner gute Dichter gewesen. Dieß ist der Schlüssel zu dem Räthsel; wer ihn gefunden hat, sieht ein, daß es so sein muß. Denn der Redner muß, wenn er anders das ganz sein will, was er sein soll, mit allen Mitteln, Künsten, ja Ränken des rhetorischen Arsenals darauf ausgehen, Stimmungen, Leidenschaften und durch diese Entschließungen im Menschen zu erregen. Sie sind sein Ziel, seine Krone, sein Erfolg. Umgekehrt setzt das Lied Stimmung und Leidenschaft voraus, sie sind seine Quelle. Dichter und Redner arbeiten somit in umgekehrter Weise: der eine beherrscht und lenkt die Stimmung, der andere wird von ihr beherrscht und geleitet; der eine handelt, der andere leidet; der eine fängt an, wo der andere aufhört. Daher z. B. die gewaltige Wirkung eines entsprechenden Liedes am Schlusse einer ergreifenden Rede,

[1] A. a. O. S. 73.
[2] A. a. O. S. 74.

etwa eines Bußliedes am Schlusse einer Missionspredigt, eines Media vita nach einer Predigt vom Tode.

Einen Blick auf die beiden Feinde im Einzelnen. Wie sich der lehrhafte Ton zum Kirchenliede schickt, kann ich nicht besser ausdrücken, als es Lüft gethan, dessen Worte hier eine Stelle finden mögen:

„Das Grundgesetz der heiligen Poesie," sagt er, „ist, daß sie durchweg lyrischer Natur sein muß. Es muß deßwegen von derselben ausgeschlossen bleiben, was nicht wirklich eine fromme Empfindung ist und nicht die Höhe des lebendig bewegten Gefühls erreicht. Vor Allem muß also ausgeschlossen bleiben das Didaktische. Es widerspricht nichts der Natur des Kirchengesanges mehr, als durch denselben belehren und ihn gar in eine dürre Dogmen- und Moralpredigt verwandeln wollen. Die eigentliche Belehrung geht unmittelbar aus dem Verstande hervor und spricht zunächst an den Verstand. Die Sphäre der heiligen Poesie aber ist das Gefühl, das mächtig ergriffene. Sie will ferner die Begeisterung des Glaubens, die Fülle frommer Empfindungen vor Gott aussprechen. Nichts ist darum unnatürlicher, als Kirchenlieder oder Kirchengesänge, die moralisiren und belehren wollen. Denn es heißt dem höchsten Wesen selbst eine Moralpredigt halten. Deßwegen beruht auch die ganze Form solcher Lieder und Gesänge auf einer inneren Unwahrheit, indem man sie an das höchste Wesen richtet, eigentlich aber den Menschen und sich selbst etwas zu Gehör sagen will. Diesen moralisirenden Ton haben nur zu viele neuere Kirchenlieder, besonders seit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, angenommen. Es sind dürre, durchsichtige, gereimte Predigten und darum ungereimte Lieder."[1]

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß ein Kirchenlied nicht dogmatischen Gehalt haben dürfe; ein solcher muß vielmehr gefordert werden. Allein das Dogma muß im Liede lyrisch durchdrungen, geschmolzen, assimilirt sein, es darf nicht unorganisch in demselben herumtreiben. So findet es sich in den guten und classischen Hymnen, auch in denen des hl. Thomas und selbst in dem nur scheinbar didaktischen Lauda Sion. Das echte Kirchenlied wird nothwendig auch belehren; aber es muß dieß nicht beabsichtigen. — Auch ein Mütterchen, das vor dem Tabernakel betet, ist eine Predigt; so soll auch das Kirchenlied predigen, wie die guten Werke des Christen vor der Welt leuchten sollen, ohne es zu wollen, ja ohne sich ihres Schimmers bewußt zu sein.

[1] Liturgik. Mainz 1847. II. 103.

Was in dieser lehrhaften und moralisirenden Richtung von den Gesangbüchern dieses und des vorigen Jahrhunderts geleistet worden, ist geradezu unglaublich. Wir könnten, wenn wir die Schleusen aufziehen wollten, nicht nur diese wenigen Seiten, sondern bändereiche Werke damit unter „Wasser" setzen. Gerade diese moralisirenden Predigtlein, die oft naseweis genug den lieben Herrgott anreden, um ihm dann eine kleine erweckliche Christenlehre zu halten, sind gar nichts so Seltenes. Hier ist zum Exempel eines aus dem „Christlichen Gesang- und Andachtsbuch zum Gebrauch bei der öffentlichen Gottesverehrung in dem (ehemaligen) Bisthum Konstanz. Neunundzwanzigste Originalauflage. Freiburg 1859". Da werden nun unsere guten Kostnitzer S. 496 angeleitet, zur Priesterweihe oder auch bei Primizen sich also vernehmen zu lassen, indem sie bald Gott, bald dem Primizianten, bald wieder sich selbst eine kleine Gardinenpredigt halten.

Von dir, o Herr, gestiftet, gleich
Dem Senfkörnlein ist Gottes Reich,
Du gibst das Wachsthum und Gedeih'n.
Die Ernt' in diesem Reich ist groß,
Die Zahl Berufner grenzenlos,
Doch der Erwählten Zahl nur klein.

Was müßte der himmlische Vater, wenn wir ihn uns anthropomorphistisch vorstellen wollen, bei einer solchen Anrede wohl denken? Wahrscheinlich würde er bei sich sagen: Ja, merkt euch das nur, das ist für euch, mir braucht ihr das nicht zu sagen. Es verläuft aber dieß Lied also:

Der Priester, den du dir gewählt,
Sei ganz von deinem Geist beseelt;
Dieß fleh'n wir tiefgerührt, o Herr!
Er suche sich nicht, nur dein Reich
Und schäme, den Aposteln gleich,
Sich deines Kreuzes nimmermehr.

Der Unschuld Glanz sei sein Gewand,
Dein Reich, nicht eitler Weisheit Tand,
Verkünd' er uns mit Mund und That;
Er stärk' uns in des Glaubens Kraft,
Des Glaubens, der die Liebe schafft,
Durch die der Mensch der Gottheit naht.

Ähnlich in dem Liede nach Einsegnung der Brautleute S. 488. Wieder wird unser Herr angeredet, was indeß nicht hindert, daß inzwischen den Copulirten kräftig in's Gewissen gesungen wird.

Es schlossen, Herr, mit Mund und Herz
Die neuen Gatten ihren Bund,
Und sie bestätigten die Pflicht
Jetzt hier vor deinem Angesicht.

Mit Gnade schau auf sie herab,
Daß sie zusammen bis in's Grab
Verträglich, freundlich, gleichgesinnt,
Vor Allem gottesfürchtig sind.

Willst du mit Kindern sie erfreu'n,
So gib zu ihrer [wessen?] Zucht Gedeih'n,
Daß sie [wer?] als Christen sich bemüh'n,
Dem Himmel Bürger zu erzieh'n.

Ich bedauere den armen Tonsetzer, der das componiren soll! Oder etwa das folgende Marienlied, das, weil es seines Gleichen wohl suchen, aber nicht finden dürfte, ganz hierhergesetzt werden mag.

1. Laßt uns die Tugenden besingen
Die Zierden an Mariä Bild,
Laßt uns mit ihr nach Gnade ringen,
Nach Ehre, die im Himmel gilt.
Es muntere ihr Lebenslauf
Uns Alle auch zur Tugend auf.

2. Als Kind schon war sie sanft, bescheiden,
War lernbegierig, hörte gern
Die guten Lehren, that mit Freuden
Der Eltern Willen, hielt sich fern
Von Eitelkeit und Eigensinn;
Schon früh war Tugend ihr Gewinn.

3. Als Jungfrau war sie keusch und züchtig
In Mienen, Reden, Thun und Blick,
Ihr Herz blieb rein, ihr Fußtritt (!) richtig;
Sie strebte nach dem höchsten Glück,
Nach Seelenruh' und Frömmigkeit,
Der Jugend schönstem Ehrenkleid.

4. Als Gattin lebte sie zufrieden,
Ihr Herz und ihres Mannes Herz
War eins; was ihr der Herr beschieden,
Das theilte sie mit Freud' und Schmerz,
Und zog an ihres Mannes Hand
Geduldig nach Ägyptenland.

5. Auch lernen Mütter von Marien,
Was manche kaum zur Hälfte weiß,
Die Kinder tugendhaft erziehen
In holder Muttertreue Kreis.

Drum, Mütter, folgt dem schönen Pfad,
Den sie als Mutter einst betrat.

6. Nun stimmt sie dort in jenen Höhen
Mit allen Himmelsbürgern ein;
Was sie geglaubt, das wird sie sehen,
Und ernten volle Garben ein.
Wer selig werden will wie sie,
Vergesse ja ihr Beispiel nie.

Dazu dient als Pendant das Lied zum Schutzfeste des hl. Joseph, S. 483:

Es soll, o Joseph, heut dein Ruhm
Empor zum Himmel schallen
Und in der Christen Heiligthum
Ermunternd wiederhallen.
Denn du, Mann Gottes, fromm und mild,
Im ärmlichen Gewande,
Warst doch das schönste Tugendbild
Sogar im niedern Stande.

Im Schweiß von deinem Angesicht
Hast du dein Brod gegessen,
Du murrtest bei der Arbeit nicht,
Die Gott dir zugemessen;
Die liebste Angelegenheit
War dir stets die Erziehung
Des theuren Kindes; ihm geweiht
War jegliche Bemühung. U. s. w.

In eben diesem fürtrefflichen Erbauungsbuche mit seinen 29 Auflagen findet sich S. 113 u. ff. ein heiliges Amt an Dankfesten. Da wird zum Offertorium das folgende äußerst lehrhafte, aber auch lehrreiche Lied gesungen:

1. Was sollen wir dir bringen
Zum Opfer unsrer Dankbarkeit?
Du liebst vor allen Dingen
Ein Herz, das sich dir dankbar weiht;
Ein Herz, das deine Winke
Durch willige Befolgung ehrt,
Gibt, ohne daß die Linke,
Was seine Rechte thut, erfährt.

Dieß Herz, das mit seiner Rechten gibt, während es die Linke verbirgt, verdient wirklich auf den Altar gelegt zu werden.

2. Ein solches Herz, Gott, legen
Wir dankbar hier auf den Altar
Für diesen Jahressegen,
Der Ausfluß deiner Güte war,

Die kein Verstand ergründet,
Die nie ein Sterblicher ermißt,
Die Jeder strömen findet,
Wenn er dir treu ergeben ist.

Bei Mißjahren wird statt der obigen zweiten folgende Strophe gesungen:

Gott läßt es keinem fehlen
An dem, was wahrhaft glücklich macht,
Nie wird das Heil der Seelen
Durch Überfluß hervorgebracht.
Auf, laßt uns ihm vertrauen,
Mit Kindessinn auf ihn nur seh'n;
Einst werden wir ihn schauen
Verherrlicht auf des Himmels Höh'n!

Allein es wäre ein Unrecht, zu glauben, als stünden auf dieser Höhe einzig die Liederdichter des Konstanzer Gesangbuches. Hier einige andere Exhorten, die das bisher Gebrachte noch hinter sich lassen, von denen ich aber leider nicht anzugeben vermag, woher sie stammen, da ich sie nur aus den Trümmern eines Gesangbuches kenne, das aber sicher nicht älter ist als 1783, da es Stücke enthält, die zum ersten Male im Salzburger Gesangbuch von diesem Jahre vorkommen. Da heißt es u. A.:

Hört, was heut der Apostel lehrt,
Ermuntert euch mit euren Brüdern
Im Lobgesang und heil'gen Liedern:
Gott ist es, der das Herz begehrt!

Sing', lieber frommer Ackersmann,
Den reinen Dank für Gottes Güte:
Dieß ist Gebet von dem Gemüthe,
Gott segnet seinen Unterthan.

Erfüllst du deine Standespflicht,
So wird dir Gott mit offnen Armen
Entgegeneilen, sich erbarmen
Und halten, was er dir verspricht.

Ebenda das folgende Lied. Es trägt die Aufschrift „Ernsthaft"; ich bitte also den Leser, wenigstens den Versuch zu machen, ob er ernst zu bleiben vermag, wenn er den Dichter in der ersten Strophe die Schwingen lüften, in der letzten gesund und wohlbehalten auf ebener Erde beim Pfluge anländen sieht.

1. Mein Geist, erhebe deine Schwingen
Zu deines Ursprungs Göttlichkeit,

Du mußt dem Schöpfer Ehre bringen
In dieser deiner Zeitlichkeit.
Sing' ihm ein Lied mit Engelchören,
Bring' deines Herzens Opfer dar;
Gott über Alles zu verehren,
Sei Pflug und Amt dein Rauchaltar.
Sprich oft: Mein Gott ich diene dir,
Nur dich zu lieben bin ich hier.

2. Es gibt zwar hier auf dieser Erden
Viel Arbeit, Kummer, Kreuz und Müh',
In jedem Stande gibt's Beschwerden,
Allein mein Gott belohnet sie;
Er, der die Welt schon lang regieret
Nach seinem weisen Vorsichtsplan,
Begehrt von mir, was ihm gebühret,
Gehorsam von dem Unterthan.
Darum, o Gott, gedenk' ich mir,
Ich bin in deinen Diensten hier.

3. Das Recht, die Ordnung zu verwalten,
Setzt Gott die Obrigkeiten ein,
Der Feldbau muß den Staat erhalten,
Wir müssen unterthänig sein;
Ein Jeder muß in seinem Stande
Erfüllen des Berufes Pflicht,
Gott dienen und dem Vaterlande,
Wie Christus gibt den Unterricht;
So gibt der weise, wahre Christ
Dem Kaiser, was des Kaisers ist.

4. Gott hilft uns gern aus allen Nöthen,
Dem Bürger und dem Ackersmann,
Verlangt von uns nicht langes Beten,
Die Arbeit sei nur recht gethan;
Wenn ich hier mit Geduld arbeite,
Aus Lieb' zu Gott und für sein Reich,
Wird Handwerksmann und Ackerleute
Schon hier den Heil'gen Gottes gleich.
Sie pflügen sich im Himmel ein;
Der muß zuvor verdienet sein.

Trotz der Ergötzlichkeit, die uns solche Rosinantenritte auf den Helikon bereiten mögen, glaube ich doch den Leser die Bitte äußern zu hören: Claudite jam rivos, pueri! Ich will auch gern diese Schleuse sperren, indeß nur, um eine andere zu öffnen. Denn es ist nach solchen Proben kaum anders denkbar, als daß der Leser bei sich rede: Nun Gott Lob! Das sind denn doch tempi passati! Das ist aber durchaus nicht richtig.

Mancherorts ist es noch um keines Haares Breite besser, und wo es besser ist, da sind noch Reste solcher alten Herrlichkeit genug zu finden.

Ersteres ist z. B. der Fall beim Freiburger Gesangbuch. Es liegt mir vor der zweiten Auflage zweiundzwanzigster unveränderter Abdruck, Karlsruhe 1883. Dieß Gesangbuch, das seine Geschmacksrichtung durch seine deutschen Vespern hinlänglich charakterisirt, ist so recht geeignet, uns zum Bewußtsein zu bringen, was für Dinge wir noch an der Neige des neunzehnten Jahrhunderts singen. Gleich zum Asperges der ersten Messe wird das Volk angeleitet, das Folgende anzustimmen:

Unter allen Frommen hier auf Erden
Ist, o Herr, nicht Einer rein vor dir;
Laß es mich durch deine Gnade werden,
Tilge du der Sünden Schuld an mir.

D. h. wenn ich die bescheidene Bitte recht verstand, verleihe mir einen so hohen Gnadenvorzug, den augenblicklich unter allen Frommen auch nicht Einer hat. Wie, wenn wir aber an diesem Sonntag mit der zweiten Hälfte unserer Strophe erhört werden, wie können wir dann am nächsten die erste Hälfte noch singen, die inzwischen falsch geworden wäre?

Einen Blüthenstrauß aus diesem Hesperidengarten zu bieten, ist ein Werk fast übermenschlicher Entsagung, da ungefähr jede Strophe des beinahe ganz poetischen, will sagen gereimten, Erbauungsbuches sich hierzu nicht nur schickt, sondern förmlich aufdrängt. Vor Allem das Lied vom hl. Täufer Johannes (Nr. 113):

Seht, Brüder, auf Johannes hin,
Bewundert seinen hohen Sinn,
Erwäget seine Werke,
Prüft seines Muthes Stärke.

Bekehret, ruft er, Sünder, euch!
Es nahet sich das Himmelreich,
Ich tauf' euch hier im Flusse,
Kehrt euer Herz zur Buße.

Der Menschen Anseh'n schreckt ihn nicht,
In des Herodes Angesicht
Hört man voll Muth ihn sprechen:
„Du sollst nicht ehebrechen."

Auch hier wird vom hl. Joseph (Nr. 112) ein äußerst ideales Bild entworfen:

Schönstes Bild des Ehegatten,
In verborgner Tugend Schatten

Brachtest mit Marien du
Deine Tag' in Eintracht zu.

Nr. 111 ist ein Unterricht über die Liebe, der als Festlied auf den Tag des Liebesjüngers gelten soll.

So Jemand spricht: Ich liebe Gott,
Und haßt doch seine Brüder,
Der treibt mit Gottes Wahrheit Spott
Und reißt sie ganz darnieder.
Gott ist die Lieb' und will, daß ich
Den Nächsten liebe gleich als mich.

Zwar es vermag ein Jeder nicht
Stets durch die That zu lieben;
Doch bist du nur geneigt, die Pflicht
Getreulich auszuüben,
Und wünschest dir die Kraft dazu
Und sorgst dafür: so liebest du.

Ermattet dieser Trieb in dir,
So such' ihn zu beleben;
Sieh auf Johannes, welchen wir
Lobpreisend heut erheben;
Sprich oft wie er: Gott, ich bin dein,
Sollt' ich gleich dir nicht Liebe sein?

Nr. 39 gibt eine äußerst beachtenswerthe Rede, mit der unser Herr das Weltgericht einleiten werde. Zwar die Schlußstrophe: „Ach sinke hin zu meinen Füßen", stößt diesen lyrischen Standpunkt über den Haufen; allein was verschlägt das? Scheitern wir gleich, so ist doch das Lied zu Ende. Zu bemerken ist noch, daß, während gewöhnlich der Dichter Gott und die Menschen anpredigt, dießmal die Rolle vertauscht und die Predigt Gott in den Mund gelegt wird, was durchaus nicht ungeschickt zu nennen, da es galt, recht nach Aufklärung schmeckende Lehren vortragen zu lassen:

Ich bin der Herr, so wird er sprechen,
Ich lasse meinen Bund nicht brechen,
Und meine Satzung nicht entweih'n,
Ich selber werde Richter sein.
Ich ford're, Mensch, nicht nur Besuche
Geweihter Tempel, ich verfluche
Des frechen Sünders Scheingebet.
Was soll mir eurer Feste Menge?
Wozu der Bösen Lobgesänge?
Ein Herz will ich, das mich erhöht.

Ich, ohne den kein Weltbau wäre,
Bedarf nicht eitler Menschenehre

Zur Gründung meiner Herrlichkeit.
Doch will ich, was mein Mund gebeut,
Weil Heil und Segen von ihm fließen,
Von aller Welt gehalten wissen.
Ich bin der Vater meiner Welt;
O Menschen, laßt von mir euch leiten,
Euch will ich Glück und Heil bereiten,
Wenn ihr vollbringt, was mir gefällt.

Du frevelst, Sünder, weil ich schweige?
Und weil ich Langmuth dir erzeige,
Meinst du, ich sähe dir in Ruh'
Mit Milde, ja mit Beifall zu?
Die frechen Trug und Frevel üben,
Wie kann der Heiligste sie lieben?
Erzitt're, sünd'ge ferner nicht!
Ich will mich an dem Sünder rächen,
Hervor mit meinen Wettern brechen
Und donnern dir in's Angesicht.

Man ist versucht, dazu die Marginalnote zu machen: Siste viator! Anno Domini 1883.

Aber greifen wir lieber einmal zu besseren Leistungen, als das Freiburger Gesangbuch ist; greifen wir zu unseren besten Liederbüchern. Auch von ihnen gilt:

Manches, manches ist geblieben,
Was hätt' sollen untergeh'n.

Hier folgen einige Beispiele aus dem neuen Trierischen Gesangbuche (S. 297), zunächst eine kleine Standrede in Reimen, die an Nüchternheit wenigstens obigen nicht nachsteht.

Ach lebe, wie du, wenn du stirbst,
Einst wünschen wirst, gelebt zu haben.
Ein reines Herz, das du erwirbst,
Wird dich mit Trost im Tode laben.
Dann schrecket dich auch kein Gericht,
Denn Gott ist deine Zuversicht.

Tritt oft im Geist zum Grabe hin
Und siehe dein Gebein versenken [sic].
Und sprich: Herr, daß ich Erde bin,
Das lehr' du mich mit Ernst bedenken.
Ach, lehre du mich jeden Tag,
Damit ich weiser werden mag.

Eine reiche Auswahl ähnlichen lyrischen Treibeises kann man gemeiniglich in unseren Gesangbüchern finden, wenn dieselben Lieder auf

einen unbestimmten Heiligen einer bestimmten Klasse, auf einen heiligen Bekenner, auf einen beliebigen heiligen Martyrer u. s. f. bieten. Schon im Brevier, wo derartige allgemeine Lieder wohl stets eine liturgische Nothwendigkeit bleiben werden, stehen dieselben, mit Ausnahme des echten Ambrosianers Jesu corona virginum und des Sanctorum meritis des Rhabanus Maurus, den andern, namentlich den alten Hymnen, nichts weniger als ebenbürtig zur Seite. Nimmt man denselben vollends die lateinische Toga ab und schnürt sie in eine hochdeutsche Übersetzung, so gewinnen sie noch an Nüchternheit und machen alsdann eine geradezu mitleiderregende Figur. Dennoch überbietet das Trierer Gesangbuch das Alles mit folgendem Originalliede:

1. Willst du den Heil'gen recht verehren [1],
Dess' Angedenken wir begeh'n,
So mußt du stets auf seine Lehren
Und seines Wandels Beispiel seh'n:
Du mußt wie er beflissen sein,
Dein ganzes Leben Gott zu weih'n.

2. Betracht' ihn im Besitz der Güter,
Der Ehr' und Hoheit dieser Welt;
Des Herren Wort ist sein Behüter,
Daß er durch sie nicht wankt und fällt.
Kein Erdengut ist ihm ein Reiz
Zu Üppigkeit, zu Stolz und Geiz.

3. Gerührt durch Mitleid und Erbarmen
Beim Anblick seiner Brüder Noth [2],
Zeigt er sich hilfreich, mild den Armen
Und bricht den Hungrigen sein Brod;
Er fühlt die hohe Seligkeit,
Womit das Wohlthun stets erfreut.

---

[1] Dieß Lied hat das Trierische Gesangbuch aus dem Freiburger (Nr. 116) bezogen, wie die Abänderung der Strophe 5 beweist; diese lautet nämlich im Konstanzer Gesangbuch — von dem gemeiniglich das Beste des Guten stammt — S. 286 also:

5. Sieh ihn im Kreise der Geschäfte,
Wie liebreich zeigt er sich da nicht?
Gewissenhaft braucht er die Kräfte
Zur Übung jeder heil'gen Pflicht.
Sein Fleiß, dem Menschenwohl geweiht,
Erfüllt uns stets mit Heiterkeit.

[2] Diese Verszeile, die aller Grammatik Hohn spricht, hieß im Konstanzer Gesangbuch wenigstens verständlich:

Beim Anblick von der Brüder Noth.

4. Wirf einen Blick auf ihn, wenn Leiden
Und Trübsal ihn zu Boden drückt;
Mein Vater, spricht er, hat durch Freuden
In bessern Tagen mich erquickt,
In Trübsal kenn' ich seine Huld,
Die Prüfung trag' ich mit Geduld.

5. Schau hin, wenn an des Lebens Ende
Dem Tagwerk ihn der Tod entreißt:
Mein Gott, spricht er, in deine Hände
Befehl' ich sterbend meinen Geist.
Du bist mein Trost in Todesnacht:
Gelobt seist du, es ist vollbracht.

6. Nun spendet ihm der Gott der Güte
Den Lohn, den er sich hier errang;
Dort ist sein Leben ew'ger Friede,
Dem Schöpfer ew'ger Lobgesang;
Von dort neigt er zu uns sein Ohr,
Trägt unser Fleh'n dem Vater vor.

Auch das Kölner Gesangbuch[1] ist in diesem Punkte nicht ganz frei von Schuld und Fehle. Man nehme etwa Nr. 206:

Zwar dürfen wir's kaum wagen,
Zu dir hinaufzuseh'n,
Dir unsre Noth zu klagen,
Um deine Hilf zu fleh'n.
Ach! mußten wir erbittern
Dich durch der Sünden Graus!
Wir sprechen nur mit Zittern
Den Namen Vater aus.

Als sich dein Volk vergangen,
Zu murren wider dich,
Da sandt'st du Feuerschlangen
Und tödlich war ihr Stich.
Kaum aber stieg sein (?) Schreien
Hinauf zu deinem Thron,
Da kam von dir Verzeihen,
Die Schlangen wichen schon.

Wie ging's den Niniviten,
Der lasterhaften Stadt?
Es war ihr eif'rig Bitten,
Das Gnad' erhalten hat.

[1] Mit dem Ausdrucke „Kölner Gesangbuch“ ist stets das Stein'sche gemeint, da das neuere noch nicht vollen officiellen Charakter zu haben scheint.

Das Urtheil war beschlossen,
Ergangen der Befehl,
Doch als die Thränen flossen,
Floß auch der Gnadenquell.

Damit sind wir an eben dem Punkte wieder angelangt, von wo wir ausgingen. Also haben wir noch immer nicht verlernt die alte Kostnitzer Kunst, unserm Herrn eine kleine Wiederholung der biblischen Geschichte vorzusagen. Wem fallen bei solchen Liedern nicht die Worte August Wilhelms von Schlegel ein: „Die alten, besonders katholischen Kirchenlieder waren und sind höchst populär, die neuen bild- und schwunglosen, vernünftig gemeinten und wasserklaren, die man an ihre Stelle gesetzt hat, sind es ganz und gar nicht. Und warum sind sie es nicht? Weil in ihrer ekleu Einförmigkeit nichts die Aufmerksamkeit weckt, nichts das Gemüth plötzlich trifft und es in die Mitte desjenigen versetzt, was ihm durch förmliche Belehrung nie zugänglich werden würde.“ [1]

Am unerträglichsten aber wird dieser docirende Ton, wenn er in den apologetisch-polemisirenden übergeht, wenn er Zweifel, sei es wirkliche, sei es fingirte, im Volk bekämpfen will. Dadurch wird sich der Zweifler gestoßen fühlen, weil man es unternimmt, ihn am unrechten Orte zu belehren, und doppelt der Gläubige, der bisher von keinem Zweifel wußte. Auf den Stoß der ersten Art reagirt Gervinus mit Folgendem, womit er den Pudel in den Kern trifft, nicht bloß mit Bezug auf Gellerts Lieder: „Der Ausdruck eines nie angefochtenen Glaubens wirkt auf die Andacht weit besser, als die schönsten Gründe der Überzeugung. Aber allen Liedern dieser Zeit sieht man an, daß sie die Freigeister überzeugen wollen, daß sie keinen Boden mehr vermuthen, auf dem sie mit den alten, einfältigen Mitteln ausreichen. Das Christenthum ist nicht mehr ein unangefochtener Besitz, es ist ein Eigenthum, das gefährdet, angegriffen, zu vertheidigen, zu rechtfertigen ist; die Dichter sind alle auf der Defensive.“ [2] Und an einer anderen Stelle: „Was das Kirchenlied schon zu Luthers Zeit in eine schiefe Stellung brachte und (auch abgesehen von der Herrschaft des religiösen Geistes vor dem poetischen) zu einer Zwittergattung machte, war, daß es auf die Meinungen wirken sollte, und dieß zwar durch den Gesang; es ward durch seinen Zweck gedankenhaft und lehrend.“ [3] Indessen standen doch diese Dichter auf der Offensive, die wenigstens poetischer ist als die

[1] Kritische Schriften. Berlin 1828. II. 16.
[2] Gesch. d. poet. Nat.-Lit. IV. 179.
[3] A. a. O. III. 12.

Defensive, wo der Dichter sich und Andern zuruft: „Weicht, ungläubige Gedanken!“ Zwar gelten Gervinus' Worte und können in obiger Allgemeinheit nur gelten dem protestantischen Kirchenliede. Indeß gab und gibt es auch bei uns einzelnes Derartige, Lieder wie das folgende:

Ich weiß, an wen ich glaube,
Ich glaube fest und zweifle nicht,
Kein Witz des Spötters raube
Mir jemals meines Glaubens Licht.

Das schmeckt allerdings gewaltig nach Jemand, der in höchsten Nöthen sich etwas Muth machen will. Oder auch das andere:

An dich, mein Gott, zu glauben,
Welch eine süße Pflicht ist dieß!
Wer könnte sie mir rauben?
Bin ich nicht deines Sohns gewiß?

Vielleicht hat sich aber unterdessen ein oder der andere Leser des großen Erfolges erinnert, den vielerorts Heidenmissionäre dadurch erzielten, daß sie die christlichen Wahrheiten in Vers und Reim brachten und dann von ihren Wilden so lange singen ließen, bis sie denselben zu Fleisch und Blut wurden. Dagegen ist natürlich nicht das Mindeste zu erinnern. Hat man doch auch die lateinischen Genusregeln, nachdem sie längst von Zumpt und Schultz in Reime gebracht waren, neuerlich mit Melodien versehen. Erst wenn jene Missionäre den Anspruch erhoben hätten, man möge ihre Reimkatechismen als mustergiltige, allseitig vollendete Kirchenlieder ansehen, könnten wir Veranlassung nehmen, dieselben mit Censur zu belegen. Solche Prätensionen hat aber bisher noch Niemand erhoben, ebenso wenig als meines Wissens Zumpt wegen seiner pädagogischen Knittelverse einen Sperrsitz auf dem Parnaß, etwa zwischen Horaz und Klopstock, beansprucht hat. Für unser Volk aber, das doch nicht auf einer so niederen Culturstufe wie die der Rothhäute steht, sind Mittel der Belehrung genug vorhanden, so daß wir durchaus kein Bedürfniß haben, unser Kirchenlied mit dem Lehrgedichte zu verquicken.

Speciell für den Fehler des Rhetorisirens nach Beispielen in unseren Liederbüchern zu fahnden, halte ich nicht für nöthig. Beides, Lehrhaftigkeit und Floskelwesen, geht meistens Hand in Hand, da jene ihre Dürre unter diesem verbergen möchte und die saumnachschleppende Eloquentia freundlich genug ist, ihrer Schwester, der nuda veritas, mit einem rhetorischen Feigenblatte beizuspringen. Damit soll natürlich nicht im entferntesten gesagt sein, daß die lyrische Poesie unter keinen Umständen ora-

torischen Schmuck dulde. Es gibt ja so unendlich viele Stufen auf der Leiter der Gefühle vom Dithyrambus herab bis da, wo zu ebener Erde die Lehrpoesie ihren Anfang nimmt. Da ist Raum genug für Pathos. Von allen lyrischen Dichtungsarten muß aber gerade das Lied sich am freiesten davon halten, eben weil es seiner Natur nach ein Ausströmen der Empfindung im Gesange ist. Wie es eine Sprache des Herzens gibt, die, in Worte gefaßt, zum mündlichen Gebete wird, so gibt es auch einen Gesang der Seele, der, in Töne gekleidet, zum Liede wird. Tristatur aliquis vestrum? oret; aequo animo est? psallat. Das ist jener innere Gesang, der jedem dichterischen Schaffen vorangeht, diese Liedes-Empfängniß, jenes Psalterspiel im Herzen des Christen, von dem Paulus (Eph. 5, 19) spricht, und das Luise Hensel so warm und wahr in den Worten ausdrückt:

Ich weiß gar keine Weisen,
Den Herren so zu preisen,
Den Vater treu und mild,
Wie meine ganze Seele
Ihm singt und jauchzt und spielt.

Darum muß denn auch das Lied so sein, daß es unwillkürlich zum Gesange reizt; schon ehe es der Tondichter umkleidet, soll es Musik sein, Musik der Sprache; darum heißt der lyrische Dichter ein Sänger, aber darum sei er auch, was sein Name besagt. Wenn ein Lied nicht zum Singen, sondern zum Declamiren reizt, dann ist das ein Zeichen, daß es — es mag ein gutes Gedicht sein — jedenfalls kein Lied ist. Letzteres ist z. B. der Fall bei den folgenden Fastenliedern des Freiburger Gesangbuches:

Tief aus seinem Eingeweide
Bebt der Erdengrund empor,
Und mit schwarzem Wolkenkleide
Klagt der Himmelslichter Chor;
Mit gesenkten Trauerflügeln
Schweben Engel schwerbedrängt
An den blutbenetzten Hügeln,
Wo der Gottmensch sterbend hängt.

Leidet er so große Peinen
Für die Himmelsbürger wohl?
Hängt er für der Engel einen
Todtenbleich und wundenvoll?
Nein, o wenn in deinem Herzen
Noch ein Funke Mitleids glimmt,
Weck' ihn, Mensch, denn Jesu Schmerzen,
Jesu Tod sind dir bestimmt.

Ähnlich wie hier Nr. 41 beginnt auch Nr. 44 ganz à la Matthisson und Mondenschimmer:

> Wie öde bist du, Todeshügel,
> Wie trüb ist's rings um dich herum!
> Nur rauschen noch des Todes Flügel (?),
> Sonst bist du einsam, still und stumm.
> Todt hängt in nächtlich schwarzer Wolke
> Der Mittler von dem Kreuz herab,
> Getödtet von dem Judenvolke
> Harrt seiner nur das finst're Grab.

Die beiden letzten Verse können, nebenbei bemerkt, mit dem besten Willen nichts Anderes besagen, als: das fanatische Judenvolk habe auch das finst're Grab getödtet. Leider hat die Erfahrung das nicht bestätigt.

Man liest in Herders Vorwort zu seinen „Stimmen der Völker" einen Passus, der auf's Höchste mit der oben angeführten Behauptung Eichendorffs contrastirt, daß das deutsche das lyrischeste Volk der Erde, die Liedeskunst so recht eigentlich eine deutsche sei. „Überhaupt," sagt Herder, „ist es ja für Jeden, der in der Geschichte das Heut und Gestern kennt, so gut als ausgemacht, daß lyrische Dichtkunst oder, wie die Herren sagen, deutsche Originallieder nicht eben der Nerv unseres Volkes und die echte Blume seiner poetischen Krone gewesen. Treuherzigkeit und edle Lehrgabe war von jeher unser Charakter, so wie im Leben, so auch im Schreiben und in der Dichtkunst . . . Liege es an Ursachen von innen oder außen (wie gewöhnlich liegt's in beiden), so war von jeher die deutsche Harfe dumpf und die Volksstimmen niedrig und wenig lebendig. Eine Sammlung Lehr- und Sinngedichte ließe sich sehr reichlich und auch in den schlechteren Dichtern gute und leidliche Stellen dazu auffinden; eigentlicher Gesang aber ist entweder verhallet oder, wenn man nicht Kraut und Unkraut zusammen auftragen will, ist's schlimm und arm, ein deutscher Percy zu werden. Zu einem solchen ist mir nie Sinn oder Muth gestanden." [1] Mir scheint, daß Herder mit eben dieser Auslassung Kraut und Unkraut zugleich auftischt. Kraut ist's, daß zu seiner Zeit das deutsche Volkslied ausgeklungen hatte; Unkraut, was er von der poetischen Veranlagung unseres Volkes aus dem Heute und Gestern folgern möchte, von denen er doch das Letztere nicht allzu genau kannte.

Man vergleiche einmal mit jenen Worten Herders die folgenden, die jedenfalls auf einer noch besseren Kenntniß des Gestern beruhen.

---

[1] WW. (Hempel) IV. 15.

Ein wie viel tieferes und richtigeres Urtheil bekunden sie nicht, welchen Fortschritt unseres Geschmackes und unseres Verständnisses: „Das Eintreten des christlichen Geistes in die deutsche Poesie und die glorreiche Herrschaft desselben während des ganzen Mittelalters ist von den Modernen, insofern sie in der Schule der heidnischen Classiker gebildet und von antikirchlichen Zeittendenzen beherrscht waren, am ungenügendsten gewürdigt, am meisten verkannt, ja mit Verachtung behandelt worden. Ich bin gewiß nicht blind gegen die mancherlei Mängel, die uns in den Werken des mittelalterlichen Clerus begegnen, aber sie werden überwogen durch eine unendliche Fülle von echter Poesie, gegen welche andere Literarhistoriker häufig nur zu blind gewesen sind. Auch in den mittelmäßigen, weitläuftigen, durch Wiederholung ermüdenden Dichtungen, die man als geistliche Reimereien meist gar nicht liest oder oberflächlich besieht und wegwirft, waltet durchgängig eine gewisse kindliche Heiligkeit, deren Naivität uns entzückt, deren tiefe Innigkeit und Glaubenskraft uns Ehrfurcht einflößt; die Monotonie ihrer Worte ist gleich der altkirchlichen Musik von einer wunderbaren Süßigkeit des Tones.“ [1]

Es ist wohl mehr als gewiß, daß Herder, hätte er die Fortschritte der germanistischen Studien erleben können, jene Worte nicht geschrieben hätte. Zur Zeit aber, da er schrieb, ehe noch die Renaissance des Christlich-Germanischen, die man Romantik getauft hat, den Schutt von alter Reichesherrlichkeit geräumt, wie sie der reckenhafte Rothbart mit hinabgenommen, mochte er dieß immerhin schreiben können, ohne sein Gewissen pochen zu hören. Die ganze frühlingsfrische geistliche Liederwelt — von ihr allein zu reden —, deren Trümmer in Hoffmanns Geschichte des Kirchenliedes wie in einem herrlichen Nationalmuseum zusammengestellt sind, wartete damals noch auf ihren Columbus; aus den katholischen Gesangbüchern waren die guten alten Lieder ausgemerzt, in den protestantischen die altlutherischen Kernlieder und die Blüthen der Gerhardt'schen Muse überschwemmt von einer Sündfluth jener „Spiegelklaren, Wasserhellen“. Da konnte man sich allenfalls zu solchen Behauptungen verleiten lassen. Auf das Kirchenlied seiner Zeit beschränkt, würden Herders Worte volle Wahrheit werden. Denn auch von dem katholischen Kirchenliede, das, vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, die großen Phasen des protestantischen mitgemacht, gilt, was Vilmar von diesem sagt: „Mit dem siebzehnten Jahrhundert stirbt, wenn wir nach

[1] Wolfgang Menzel, Deutsche Dichtung I. 218.

Anleitung der Geschichte und nicht nach subjectivem Belieben oder individueller Zuneigung oder Abneigung urtheilen sollen, das evangelische Kirchenlied aus, und nur geistliche Lieder, Lieder des Betrachtens, Sinnens und Schilderns, aber keine Singlieder werden mehr producirt, bis denn mit Gellert auch die Lehr- und Leselieder aussterben und Reimerei, noch dazu antievangelische, oft antichristliche Reimerei, in den edlen evangelischen Kirchengesang eindrang, die erst in unseren Tagen wieder zu weichen beginnt.“ [1]

So energisch wir indeß für das Kirchenlied wahren lyrischen Schwung, wenigstens wahre lyrische Stimmung fordern müssen, so darf doch dadurch Niemand sich zur Meinung verleiten lassen, als ob das Lyrische eines Liedes zumeist in Ausrufen, einem möglichst hohen Procentsatze von O und Ach, oder, um einen Ausdruck Beda Webers zu gebrauchen, in „gebackenen Stoßseufzern und ungebügelten Grimassen“ bestehe. Man fühlt sich im Gegentheile versucht, zu behaupten, daß die Summe dieser Ejaculationen im umgekehrten Verhältnisse stehe mit derjenigen der ausgedrückten Gemüthsbewegungen. Hier ist ein gutes Beispiel solchen unwahren Affectes, das ich dem Psalteriolum cantionum entnehme:

Ah ite, ite lacrymae
Et undas date genae,
Medullae cordis intimae
Omnesque plorent venae;
Suspiria prorumpite,
Singultus ingemiscite,
Ah Jesu mi, ah Jesu mi,
Ah Jesu mi dulcissime!

Sylvarum flete filiae
Cypressi fraxinique
Hortorum flete gratiae
Floresque pampinique.
Radices humo pellite,
In luctum frondes flectite,
Nam pereo, nam pereo
Cum Jesu meo mortuo.

Wer Geschmack daran findet, kann dort noch zwei weitere Strophen nachlesen. Auffallend, daß der Dichter, obschon vor Mitleiden sterbensmatt — nam pereo, nam pereo —, noch kaltes Blut genug hat, um in seiner Botanik nach Bäumen und in seiner Rhetorik nach Floskeln zu suchen. Leider läßt mich diese Ruhe über jene ekstatische Lebensgefahr

[1] Gesch. d. deut. Nat.-Lit. Marbg. 1856. S. 429.

sehr hinterdenklich werden. Derselbe Geist hat auch die folgenden Verse eines Passionsliedes dictirt:

Weinet, goldne Himmelsaugen,
Ziehet Trauerwolken an,
Laßt von euch nur Thränen saugen,
Was auf Erden trauern kann.
Hohe Berge, Thal und Felder,
Gebt nur trüben Wiederhall;
Löwen, Tiger in den Wälder
Heulet kläglich allzumal [1].

Während aber solch hohles Floskelwesen eines der sichersten Merkmale dafür ist, daß eine Gemüthsfeier nicht vorhanden und ihre Abwesenheit durch jene Lappen nur verdeckt werden soll, kann umgekehrt Manches, was, oberflächlich angesehen, als erzählend, schildernd, ja bisweilen selbst als belehrend erscheint, in der That und Wahrheit so durchdrungen, stimmungsinnig, so lyrisch verklärt sein, daß es ganz und voll sich in's Lied und in's beste Lied einfügt. Dieß ist namentlich beim Volksliede der Fall. Es kann nämlich das Lied entweder, gleich zu Anfang die vollsten Accorde anschlagend, uns sofort mächtig ergreifen und mitten in eine neue, in seine Welt der Empfindung versetzen. Das ist des Liedes eigentlichste Weise. So thut das gewaltige, auf Adlersfittichen einherrauschende:

Christ ist erstanden
Von des Todes Banden.

So thut, wenn auch in zarteren Tönen, das kindlich süße Lied:

In dulci jubilo,
Nun singet und seid froh,

indem es plötzlich, mitten in der stillen Weihnacht, wie Glockenton und Orgelklang zu singen und zu klingen anhebt über Berg und Thal. So thut auch das innig empfundene Lied des Angelus Silesius:

Ich will dich lieben, meine Stärke,
Ich will dich lieben, meine Zier.

Aber das Lied kann auch den ganzen inneren Verlauf der Stimmungen wiederholen, denen es sein Dasein verdankt, angefangen vom ersten Erfassen des Gegenstandes bis zum allmählichen Erwärmen, Anschwellen, Steigen des Gefühles, bis dorthin, wo dieses endlich in gewaltsamem Durchbruch, sei es in Jubel und Dank, in Reueschmerz oder

---

[1] Tochter Sion. Köln 1755. S. 232.

Liebe, sich austönt. Gerade die anerkannt besten unter den lateinischen Hymnen, das gewaltige Dies irae des Thomas von Celano, das uns hienieden schon wie der Drommetenschall des Gerichtes in die Ohren gällt, und das Stabat mater des Jacoponus von Todi, lassen kurze, aber wirksame Betrachtung voraufgehen, ehe die Thränen, hier des Mitleids, dort der Reue, in so krystallenen Fluthen überströmen. Beide Wege verbindet das Lauda Sion, indem es, offenbar aus tiefer Betrachtung des eucharistischen Liebesgeheimnisses erwachend, in die schwungvolle Jubelstrophe ausbricht: Lauda Sion Salvatorem — Quantum potes, tantum aude. Dann den Jubel dämpfend und noch einmal in lakonischer Großartigkeit eine Wunderscene um die andere vorführend, strömt derselbe am Schlusse, indem die Strophen, gleichsam zu enge für Alles, was sie an Dank und Liebe umspannen sollen, sich nach Sequenzenweise erbreitern, noch einmal über in den lauteren Liedstrophen: Ecce panis angelorum und Bone pastor, panis vere.

Auf diese Art kann freilich die Epik so gut in Lyrik übergehen, als diese in jene. Aber ganz anders erzählt der Epiker, ganz anders besingt und feiert der Lyriker. Zwar auch dieser erzählt, aber weit mehr mit dem Herzen, als mit dem Gedächtnisse; er schildert, aber weit mehr mit der Empfindung, als mit der Einbildung, die Handlung wird ihm zur Scene, zum Hintergrund für seine Gefühlswelt. Ein schönes Beispiel hierfür ist auch das Lied: „Es kam ein Engel hell und klar", das trotz der vielen scheinbar epischen Passagen durch und durch Stimmung ist, Blume ist, Duft ist. Ein großer Bruchtheil gerade der alten Lieder gehört in diese Klasse, und es ist wohl dadurch zumeist das Mißverständniß veranlaßt worden, es müsse ein Kirchenlied objectiv sein, nicht subjectiv. Aber nur sehr wenige wird man finden, die, wie das Lied: „Dieß sind die heil'gen zehn Gebot", in den platten Lehrton, oder, wie die späteren und spätesten Überarbeitungen des Liedes: „Es ist ein Ros entsprungen", in den nüchternsten Erzählerton verfallen. Wer an einem Beispiel mit Händen zu greifen verlangt, wie das Volkslied selbst anscheinend lehrhafte Stoffe sich zu assimiliren und lyrisch zu durchdringen weiß, den verweisen wir an das Lied: „Christ sprach zur Menschenseel vertraut" (bei Wackernagel, V. Nr. 1475, Kehrein, II. Nr. 640), das ein Muster in seiner Art genannt zu werden verdient.

---

2. Das Volkslied.

> Der leien leise durch tiutschiu land
> sint einveltic und baz bekant
> danne manec kunst, uf die geleit
> ist grozin kost und arbeit.
>
> Hugo von Trimberg.

Nach dem Gesagten ist es kaum noch nöthig, nach anderen Kriterien für ein gutes Lied zu suchen. Wer Gefühl dafür besitzt, dem genügt dieß eine; denn es ist Leben und Sein des Liedes, sein Kern, sein Herz, seine Seele. Wer aber dieses nicht fühlen mag, den werden auch zehn weitere Kriterien nicht vor Irrthum schützen. Wir können daher gleich zum zweiten Erfordernisse des Kirchenliedes schreiten, zur Volksthümlichkeit. Es soll ja das Kirchenlied seiner Bestimmung gemäß bleiben, was es seinem Ursprunge nach war: ein Volkslied.

Damit sind wir allerdings zum andern Male auf einem Gebiete angelangt, wo alles Definiren, Klassificiren und Specificiren gründlich ein Ende hat, wo wir uns wieder einmal ganz und rückhaltlos dem Gefühle als Führer, dem poetischen Instinkte als Lootsen überlassen müssen. Oder was ist denn Volksthümlichkeit? Was liebt das Volk? Und welches Volk? Der Städter? Der Bauer? Die Nation vielleicht? Eitel abstrakter Begriff, der nirgends hinpaßt! Frack a priori nach dem goldenen Schnitt als Schönheitsformel zugeschnitten, der nun auf keiner concreten Leiblichkeit haften will. Schon mit einer Definition des Begriffes „Volk" würden wir wahrscheinlich scheitern, eben weil das Volk nichts weniger ist als ein wissenschaftlicher Begriff, sondern eine Zusammensetzung aus eben so concreten als discreten Elementen. Was gefällt dem Volk? Haben nicht unsere Künstler leider nur zu oft, leider zum größten Schaden der Kunst erfahren, daß gerade das Werthlose und Triviale den Beifall der Massen hat? Ist es nicht ein fast unfehlbares Kriterium geworden, daß, was dem Volke gefällt, künstlerisch verwerflich, was wahrhaft mustergiltig, dem Volke mißliebig ist? Hat sich denn das Volk in die Wessen-

berg'schen Lieder nicht gleich gefunden, wie jene 29 Auflagen beweisen! Wer wurden denn sofort die Lieblinge im andern Jahrhundert, wenn nicht die „mirantische Mayenpfeiff" und die Hirtenlieder des Angelus Silesius mit ihren „ausbündig schönen Melodeyen"? und was ging in unserm ab wie warmes Brod? Marienrosen und Festblumen und was dergleichen mehr ist. Ist also das volksthümlich? Ist also Volkslied mit „Reuter- und Buhllieblein" identisch? Ist also das „Volk" wirklich nichts mehr als „der schwachdenkendste Theil unseres Geschlechtes"? Oder sind wir vielleicht um unser eigenes Volksthum, um unser besseres Ich betrogen?

Und doch dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben, diese krausen Dornhecken zu umgehen, ohne uns zu reißen; doch läßt sich aus der unbestimmten und nebelhaften Volksthümlichkeit ein recht klares und sicheres Kriterium gewinnen, wenn wir es nur verstehen, uns nicht auf's hochtrabende Roß der Schlagwörter zu setzen und einen Windmühlenkampf zu eröffnen. Nehmen wir die Sache, wie sie liegt. Das Kirchenlied ist bestimmt nicht für einzelne bevorzugte Lieblinge der Muse, es ist geschrieben für's Volk. Jene Kirche, angefüllt mit Individuen aller Alter und Stände, mit Arm und Reich, Gelehrt und Ungebildet, sie alle, wie sie da knieen, Bank an Bank und Kopf an Kopf, sie sollen es denken, im Herzen mitbeten und mitfühlen. Dieser Umstand allein gibt uns das nöthige Correctiv, die nöthige Fessel, die wir nicht der Subjectivität, wohl aber dem Subjectivismus im Kirchenliede anlegen müssen. Es ist durchaus richtig, was Lange sagt: „Wer als Christ das Tiefste seines Innern am reinsten ausspricht, spricht aller Christen Tiefstes aus"[1]; aber es muß dabei ein Nachdruck auf das Wörtchen Christ gelegt werden. Der Dichter muß in unserem Falle sein Inneres nur insoweit aussprechen, als es das Innere jedes rechten Christen ist, d. h. wenn wir vom Dichter fordern müssen, er solle subjectiv, lyrisch, ergriffen sein, so müssen wir gleichzeitig an sein subjectives Empfinden die Forderung stellen, daß es gesund sei, daß es als Repräsentant alles menschlichen Fühlens gelten könne. Soll sein Tiefstes auch das Tiefste von tausend und aber tausend Andern werden, so muß er sich alles dessen enthalten, was er vielleicht fühlt oder zu fühlen meint, was aber kein Anderer ihm nachfühlen wird. Damit soll nicht gesagt sein, daß ein Volkslied nur die abgeblaßten, lauwarmen Gefühle eines Durchschnitts-Christen ausdrücken dürfe; daß seraphische Dichter wie ein hl. Franz von Assisi oder Jacoponus erst ein

[1] Die kirchl. Hymnologie. S. 29.

Sturzbad zu nehmen hätten, ehe sie ein Lied von Gottesliebe schrieben. Was gemeint ist, drückt Georg Witzel in der Vorrede zu seinem Psaltes ecclesiasticus von 1550 kurz und kräftig so aus: „Hie bin ich bei den Layen ein Lay und ein Deudscher bei unsern Deudschen erfunden. Anderswo kann ich auch von Gottesgnaden mit gelerten gelert sein, und wo es noth thut, den Kirchfeinden kampffs genug geben." Es muß, mit andern Worten, wer für das Volk singen will, er sei so gelehrt als er wolle, so denken und so fühlen, wie das Volk denkt und fühlt; er muß sich zum Volke herablassen, sich nicht auf einen poetischen Isolirschemel stellen, sondern als ein lebendiges Glied an dem lebendigen Leibe, dessen Haupt Christus ist, mit denken und mit fühlen, und aus diesem Gefühle heraus seinen Gesang erheben, d. h. das kirchliche Volkslied muß mit individueller Wahrheit ideale Allgemeinheit verbinden. Wem das nun gefällt, der mag das immerhin so ausdrücken, der Dichter müsse nicht sich, nicht seine Gefühle, sondern bereits gegebene, objectiv in dem Volke vorhandene Gefühle singen, sein Lied müsse, weil ein Volkslied, objectiv sein. Es bleibt jedenfalls dabei bestehen, daß er dieß nur kann, wenn und insoweit er in jene objectiven Gefühle sich einlebt, sie zu den seinigen macht, sie subjectivirt. In diesem Sinne, als in dem einzig annehmbaren, sind alle Jene zu verstehen, die von dem Kirchenliede eine objective Haltung fordern.

Wir können demnach mit Fug und Recht ein Dichten für das Volk und ein Dichten aus dem Volk unterscheiden. Ersteres wird stets nur didaktische, je nachdem dogmatisierende oder moralisierende Sonntagspredigten geben, die, wenn sie vom Volke gesungen werden sollen, demselben nichts Geringeres als eine Subject-Objectivirung zumuthen. Allein so weit hat es glücklicher Weise unser Volk trotz unseres rapiden Fortschrittes noch nicht gebracht; noch immer rechnet es nicht unter gemeinen Manns Gepflogenheiten, sich sein eigen Ich als Nicht-Ich beschaulich gegenüber zu stellen. Das wäre ja aber nöthig, um solche Predigten an das eigene Ich nachfühlen zu können. So wenig sonst ein Mann wie Lessing Neigung spüren mochte, sich mit geistlicher Poesie zu befassen, den Unterschied dieser doppelten Popularität hat er mit der ihm eigenthümlichen Klarheit und Schärfe des Geistes gezeichnet, wenn er einmal an Gleim schreibt: „Sich zum Volke herablassen, hat man geglaubt, heiße: gewisse Wahrheiten (und meistens Wahrheiten der Religion) so leicht und faßlich vortragen, daß sie der Blödsinnigste aus dem Volke verstehe. Diese Herablassung hat man lediglich auf den Verstand gezogen, und darüber an keine

weitere Herablassung zu dem Stande gedacht, welche in einer täuschenden Versetzung in die mancherlei Umstände des Volkes besteht. Gleichwohl ist diese letztere Herablassung von der Beschaffenheit, daß jene erstere von selbst daraus folgt, da hingegen jene erstere ohne diese letztere nichts als ein schales Gewäsch ist, dem alle individuelle Application fehlt." [1]

Diese Worte empfehlen sich als Commentar oder Glosse zu dem folgenden Liede, das, aus dem Konstanzer Gesangbuch stammend, noch heute im Freiburger (Nr. 119) sein Leben fristet; anderseits erläutert das Lied, was oben gesagt wurde, daß allgemeines Gefühl nicht mit mattem Gefühl identisch zu fassen.

1. Wie sanft fließt mir das Leben hin
Und jeder meiner Tage,
Wenn ich Gott ganz ergeben bin,
Der Sünden Lust entsage,
Von allen niedern Trieben frei,
Der Lehre Jesu Christi treu,
Rechtschaffen denk' und handle!

2. Erhabne Ruhe fühlt mein Herz
Und mich beherrscht kein Laster,
Mich quält nicht des Gewissens Schmerz,
Stets fühl' ich mich gefaßter
Zum Kampf mit jeder Leidenschaft,
Und Gott verleihet mir die Kraft,
Sie christlich zu besiegen.

3. Mich führet seine Vatertreu
Auf dieses Lebens Wegen,
Sie wird mit jedem Morgen neu
Im Wohlthun und im Segen.
Er, dessen Allmacht mich beschützt,
Gewährt mir alles, was mir nützt,
Lenkt Übel selbst zum Guten.

4. O Jesu, König reich an Macht,
Der Schwachen Trost und Stärke!
In deiner Kraft hat sie vollbracht
So heldenmüth'ge Werke.
Auf ihre Fürbitt' sei geneigt
Auch uns, wir bitten tief gebeugt,
Die Stärke zu vermehren.

Aus einer solchen gnädigen, aber mißverstandenen und zum höchsten ungeschickten Herablassung scheint mir u. A. Nr. 209 des Kölner Ge-

[1] An Gleim 22. März 1772. WW. XXI. I. S. 491.

sangbuches: „Strenger Richter aller Sünden" hervorgegangen zu sein, das „bei Mißwachs, Hungersnoth und beim Gebete für die Feldfrüchte" gesungen werden soll. Da heißt es:

Alles kommt von deinem Segen,
Du gibst Sonnenschein und Regen,
Daß die Feldfrucht wächst und blüht,
Daß man reiche Ernte sieht.

Wenn sich Ungeziefer mehren
Und die Füchte uns verzehren,
So geschieht's nach deinem Rath,
Wegen uns'rer Missethat.

Wenn bei vielen Regengüssen
Saat und Frucht verderben müssen,
So hat's deine Hand gethan,
Unsre Sünd' ist Schuld daran.

Wenn in heißen Sommertagen
Schlossen Alles niederschlagen,
Was in Feld und Gärten grünt:
O so haben wir's verdient.

Wann bei Blitz und Ungewittern
Wir an allen Gliedern zittern,
So wird deine starke Hand
Erst den Sündern recht bekannt.

Das ist derselbe Geist, dem das Lied zur Öschbenediction entstammt, welches das Freiburger Gesangbuch (Nr. 3, S. 76) aus dem Konstanzer (a. a. O. S. 328) bezogen und bis heute gepflegt und gepflogen hat.

Einige: Blick, o Gott, mit Wohlgefallen
Auf die Flur, die wir durchwallen,
Unser Herz erweitert sich,
Denn es fühlt als Vater dich.
Deine milde Hand gibt Segen,
Gibt uns Sonnenschein und Regen.
Chor: Vater, gib uns deinen Segen,
Gib uns Sonnenschein und Regen.

Einige: Sä'n und pflanzen hilft noch wenig,
Das Gedeihen gibt kein König,
Keiner hat mit aller Macht
Nur ein Blatt hervorgebracht.
Seht, von oben kommt der Segen,
Kommt uns Sonnenschein und Regen.
Chor: Seht, von oben kommt der Segen,
Kommt uns Sonnenschein und Regen.

Einige: Schone, Vater, in Gewittern,
Schone, wenn wir flehend zittern,
Ruf' in der Gewitternacht
Mit der Stimme deiner Macht
Uns zurück von bösen Wegen;
Auch dein Donner bringe Segen.
Chor: Schreck uns ab von bösen Wegen,
Auch dein Donner bringe Segen.

Solche populär sein sollende Sachen sind in der That sehr wenig volksthümlich. Sie treffen den Ton des Volkes nicht, das sie sich eben sehr viel nüchterner vorstellen, als es wirklich ist. Wer den Unterschied an einem gleichen Vorwurfe beobachten will, der vergleiche mit den beiden angeführten Bittgesängen die ganze zehnte Abtheilung in Kehreins „Katholische Kirchenlieder" (II. 303 u. ff.), Lieder bei Processionen und Wallfahrten. Dieselben sind entweder theilweise litaneienartige, kurzstrophige Bittrufe, und selbst unter diesen kann man überraschend poetische finden:

Maria sey du vnser Bot
Wol gegen den Allmächtigen Gott.

Zu vnserem Vatter vom Himmelreich,
Daß er vns ein fruchtbars Wetter verleyh.

O Gott thu deinen Himmel auf,
Gieb uns ein fruchtbars Wetter herauß.

Ein gnädigen Regen, ein fruchtbaren Wind,
Darumb bitten wir dein liebes Kind.

Wir bitten ums Träyd und umb den Wein,
Denn Gott ist selbst vertrawet darein [1].

Wir bitten umbs Laub und umb das Gras,
Und umb Alls was uns nohtdürfftig was.

Sind aber dieselben eigentliche Lieder, dann wissen sie stets recht wohl der Liedesweise gerecht zu werden, dann sind sie selbst in den gewöhnlichen Bitten um gute Zeit, ja um's tägliche Brod von hoher poetischer Schönheit. Z. B.:

Das Schifflein Petri leydt groß Noth,
Zu helfen eyl o Herre Gott,
Damit es nicht versinke,
Den ungestümen Wasserwell'n
Mit deiner Hand thu winken.

So wird es still und bleibt mit Ruh
Und fahrt dem rechten Vatterland zu,

[1] Überraschende, höchst wirksame Anspielung auf das heilige Sacrament.

Gar sicher ist's darinnen,
Kein Leyd mag ihm doch widerfahrn,
Die Feind könnens nicht gewinnen.

Ganz dieselben Gedanken wie die beiden oben beregten Lieder behandelt das Lied: „O Gott streck' aus deine milde Hand", das sich glücklicherweise wieder in manchen Gesangbüchern findet, auch im Kölnischen (Nr. 205). Aber in wie ganz anderer Weise dieses Lied!

Ach, segne, Herr, mit deiner Hand
Die lieben Früchte auf dem Land,
Wend ab Frost, Hagel, Donnerschlag
Und Alles was uns schaden mag.

Wie lang wilt, o Herr, zornig sein,
Und uns im Grimmen suchen heim.
Ach laß nunmehr den Engel dein
Das Schwert und Ruthen halten ein.

Schau, Vater, von dem höchsten Thron
Das Angesicht dein's lieben Sohn,
Der dir für uns ein Fußfall thut
Und zeigt sein rosenfarbes Blut.

Es wäre aber das Geringste, wollte sich das volksthümliche Kirchenlied nur davon frei halten, mit wissenschaftlicher Vornehmthuerei und pedantischer Schulweisheit dem Volke weise Lehren zu ertheilen; es muß mit derselben Sorgfalt sich wahren vor aller Überreiztheit und Weichlichkeit des Gefühls, vor Überschwänglichkeit und Geziertheit der Empfindung, wie des Empfindungsausdrucks.

So z. B. ist durchaus unpopulär, weil an beiden hier gerügten Fehlern krankend, was das Trierer Gesangbuch in Nr. 90 bietet, die es wieder dem Konstanzer Gesangbuch schuldet:

Düster sank der Abend nieder
In das stille Cedrons-Thal,
In dem Kreis geliebter Brüder
Saß der Herr beim Abendmahl.
„Labung ist es meinem Herzen,"
Sprach er, „daß die Stund begann,
Da mit euch in süßen Schmerzen
Ich das Lamm genießen kann."

Dann nahm er beim Mahlesschlusse
Dankend segnend Brod und Wein,
Weihte beides zum Genusse
Und zum Liebesdenkmal ein.

„Nehmet," sprach er, „Tischgenossen
Meinen Leib zur Speise hin,
Diesen Kelch von Blut umflossen [sic]
Nehmet hin und trinket ihn!"

Dagegen steht dem Volksliede wohl zu Gesichte alles kindlich-fromme, naive, alles schlichte und unbefangene Wesen, jene ungesuchte und ungezwungene Tiefe und Innigkeit der Stimmung, jene Wahrheit und Wärme, die so wohlthuend aus aller echten Volkspoesie uns anspricht. Dieß Alles können und müssen wir von unserem älteren Volksliede lernen, dieß Alles findet sich so nicht zum zweiten Male. Darum müssen wir vor Allem diese alten Lieder uns zu erhalten suchen, suchen, sie Allen zugänglich, geläufig, liebwerth zu machen. Dann kann es gar nicht fehlen, daß wir das verlorene Geheimniß echter Volksthümlichkeit wieder finden werden.

Ich habe weiter oben an einem lateinischen Stilpröbchen unwahres, gemachtes und darum durch und durch unpopuläres Gefühl nachzuweisen versucht. Es sollte das Gefühl des Mitleidens mit dem leidenden Erlöser ausgedrückt werden. Wer dieses Gefühl wahr und gesund und echt sehen will, so wie es im Volke leibt und lebt und im Volksliede sich Luft macht, der vergleiche Strophen wie die folgenden (bei Kehrein, I. 370):

Ach Jesu, ach, unschuldigs Blut,
Mein Hertz im Leib mir brechen thut,
Wenn ich gedenk an alle Noth,
An Creutz, an Pein, an deinen Todt.

Das müßt ja sein wie stahl ein Hertz,
So nicht bewegt dein grosser Schmertz;
Groß war dein Schmertz, vil war der Pein,
Mehr Pein als Wasser in dem Rhein.

Oder man vergleiche das unvergleichliche Lied von Paul Gerhardt: „O Haupt voll Blut und Wunden", das immer ein rechtes Muster eines Kirchenliedes bleiben wird, weil es die innigste Subjectivität mit der gesundesten Allgemeinheit des Gefühls verbindet. Was Wunder, wenn dieß Lied, obschon von einem lutherischen Propste gedichtet, der Liebling auch des katholischen Volkes geworden und in fast alle katholischen Gesangbücher übergegangen ist. Das verdankt es nicht allein seiner wundervollen, unerschöpflich tiefen Melodie — es mögen ebenso schöne untergegangen sein —, sondern vor Allem der Wahrheit und Innigkeit des Gefühles. Denn auch im felsigsten und zerklüftetsten Herzen muß noch ein längst verschollenes Echo wach werden, wenn es hineintönt:

Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir,
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür!
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
So reiß' mich aus den Ängsten
Kraft deiner Angst und Pein.

Mit diesem Liede ist auch der Beweis erbracht, daß Volksthümlichkeit recht wohl mit dichterischer Vollendung und Abrundung bestehen mag.

Wie aber dieß Lied ein Beispiel höchster, aber der Übertragung auf Andere fähiger, d. h. volksthümlicher Subjectivität ist, so haben wir an Novalis' geistlichen Liedern das Beispiel einer Empfindung, die trotz aller Wärme und Wahrheit ungeeignet ist, vom Volke als solchem nachempfunden zu werden. Sie sind bereits zu ätherisch, zu schwebend, eine Region zu hoch, sie sind nur bevorzugteren Seelen verwandt und gleichartig und sind darum auch nur spärlich selbst in protestantische Gesangbücher übergegangen. Selbst das Lied: „Wenn Alle untreu werden", und das andere: „Wenn ich ihn nur habe", wahre Kleinodien von poetischer Tiefe des Gefühls, kann ich bei aller Liebe, die ich zu ihnen hege, nicht als Muster weder eines Volks- noch eines Kirchenliedes gelten lassen. Denn sind sie auch nicht ungesund, so haben sie doch auch nicht jene Fülle strotzender Gesundheit; sind sie auch nicht gekünstelt, so haben sie doch auch nicht jenen Grad der Ungeziertheit; sind sie auch nicht gemacht, so haben sie doch auch nicht jene süße Unbefangenheit, um derentwillen wir uns gleich mit jedem Volksliede wie mit einem schönen Kinde anfreunden, ob wir es schon zum ersten Male sehen. Novalis' Lieder sind schöne, blühende, reizende Stadtkinder; aber ihre Schönheit, Blüthe, Gesundheit ist eine ganz andere, als die eines Hirtenknaben, der zwischen Haide und Wald, oder eines Landmädchens, das still wie die Alpenrose an einer Bergeshalde aufgeblüht ist.

Und hier treten wir dem wunden Fleck näher, der fast alle unsere modernen geistlichen Lieder entstellt. Geradezu krankhaft, süßlich und darum für den unverdorbenen Gaumen des Volkes schlechthin ungenießbar wird diese subjectivistische und überempfindelnde Poesie bei Pietisten und Herrnhutern; aber auch in einzelnen Liedern des Angelus Silesius, ja selbst der Trutznachtigall artet bisweilen das Naive in's Gemachte um, wobei allerdings zu berücksichtigen, daß letztere so wenig als die geistlichen Hirtenlieder ursprünglich für den kirchlichen Gottesdienst ge-

schrieben wurden, wie ja auch nur einzelne Gedichte aus beiden Sammlungen in die kirchlichen Gesangbücher übergingen. Im Ganzen aber ist es höchste Ungerechtigkeit, wenn Gervinus Spee und Zinzendorf in einem Topfe kochen will, diese „sein sollende Kindlichkeit“ mit Spee's Naivetät identificirt [1] und an anderem Orte sagt: „Die kindliche Art führte stracks zu den Tändeleien des Spee.“ [2] Man vergleiche damit, wie Spee von Vilmar beurtheilt wird, dessen Anschauung doch auch nicht auf besonderer Voreingenommenheit beruhen kann, die aber auch nicht aufgeklärt genug ist, um frommes Gefühl sofort für unecht zu erklären. Er sagt von Spee, derselbe habe beinahe noch in dem alten Tone des geistlichen Liedes, wie es ehedem der Mönch von Salzburg und Heinrich von Laufenburg gesungen hätten, und in vielen Punkten verwandt mit den geistlichen Liederdichtern der evangelischen Kirche, herzliche, anmuthige und phantasievolle Lieder gedichtet. „Spee,“ fährt er fort, „war ein Mann christlicher Liebe, dessen Lieder aus dem reichsten Leben dieser Liebe hervorquellen und denen man die volle, oft rührende Wahrheit auf den ersten Blick ansieht.“ [3] Ähnlich sein Urtheil über Scheffler [4].

Kommen wir nach dieser unwillkürlichen Abschweifung vom Allgemeinen auf das Besondere zu unserem Volksliede zurück. Meidet es die beiden besprochenen Klippen, die ihm drohen, die Scylla der Lehrhaftigkeit und der Dürre auf der einen Seite, die Charybdis der Übertreibung und des Gemachten auf der andern, dann ist gerade diese kernhafte Volksthümlichkeit, diese derbe Urwüchsigkeit, verbunden mit dem kindlich Naiven, die Adlerschwinge, auf der sich das Volkslied zu den höchsten und reinsten Regionen echter Lyrik erhebt. Wie das nationale Epos alle Kunstepopöen, so überflügelt auch in der Melik das Volkslied alle noch so schwungvollen Oden. Es ist ein gewaltiger Zauber und liegt eine unwiderstehliche Macht in dem begeisterten Gesange, in der inneren Ergriffenheit eines ganzen Volkes. Darum haben sich, von Bardesanes dem Syrer, den Arianern und Donatisten angefangen, stets alle Ketzereien gerade durch das Lied Eingang und Aufnahme zu verschaffen gewußt, und hat wohl kaum etwas so zur raschen Ausbreitung des

[1] Gesch. d. poet. Nat.-Lit. IV. 33.

[2] Ebend. III. 39.

[3] Gesch. der deutschen Nat.-Lit. S. 430.

[4] In Betreff Beider nehme ich gerne an, was nach Koch (IV, 197) auch Bäumker S. 52 urtheilt, indeß nur mit der von Liliencron (Allgem. Ztg. 1884, B. 93 S. 1371) gemachten Einschränkung.

sogenannten reinen Evangelii unter dem Volke des 16. Jahrhunderts beigetragen, als gerade das urwüchsige lutherische Kampfeslied jener ersten Zeit, mit dem noch Gustav Adolph seine Söldnerschaaren zu fanatisiren verstand.

Fast alle katholischen Gesangbücher weisen auf die verführerische Wirksamkeit des lutherischen Volksgesanges hin, besonders Corner, der sich sehr ergötzlich also ausläßt: „Welche Schlang vnd Natter hat jemaln so süsses Gifft von sich gelassen, als da sein die lieblichen Melodeyen des Beze vnd Marolti? Welch Crocodill hat jemaln so falsche und verführische Zäher geweynet, als da seyn die Reimen des Lobwassers? Welch wilder Bär hat jemaln so brummelt, welch grimmiger Löw so gebrüllt, wie in seinen Gsängen gethan der zornig Luther?" So sollen nach Tilmann Heßhusius durch das eine Liedlein Lutheri: „Nun freut euch liebe Christengmein" viel hundert Christen zum Glauben gebracht sein, die vordem den Namen desselben nicht hören mochten; womit das Wort Contzens übereinstimmt: Hymni Lutheri animos plures quam scripta et declamationes occiderunt[1]. Auch im historischen Interesse wäre zu wünschen, daß dieser Einfluß des Volksliedes auf die Gestaltung unserer kirchlichen Zustände einmal in's Einzelne verfolgt würde.

Welche Kraft, Wucht und Fülle aber auch in unserem alten Volksliede, geistlich wie weltlich, beschlossen sei, das ist nicht leicht schöner in Worten veranschaulicht worden, als J. D. Falk in der Vorrede zu seiner Ausgabe von Herders „Stimmen der Völker" gethan hat.

„Chroniken und Lieder," heißt es da, „vergegenwärtigen besser als unsere in Paragraphen abgetheilten Geschichtsbücher; das Volk will im Geist die Thaten seiner Vorfahren erleben, schauen und sich dadurch zu ähnlichen Heldenthaten befeuern. Der todte Gedächtnißkram in Büchern, das Herplappern von Formeln ohne Charakter, von Namen ohne Wesen, die unnütze Anhäufung und Wiederkehr von Datums und Jahreszahlen, kurz, Alles das, was wir in der Regel einen gründlichen Vortrag der Weltgeschichte zu nennen belieben, mitunter auch wohl in Tabellen gebracht unsere Kinder mit unsäglicher Mühe auswendig lernen lassen — dieß gelehrte Decoct kann keinen entscheidenden Einfluß auf das Leben behaupten oder eines jener alten Lieder ersetzen, die gleich Adlern mit freudigem Flügelschlag den Panieren unserer Vorfahren voranflogen.

[1] Polit. 1620. II. c. 15.

Siehe da, was echte Wirkung der Dichtkunst ist, die eine ganze Nationalgeschichte in ein paar kurze Lieder zusammenfaßt! Das sind denn auch zugleich Volkslieder aus der großen Freischule, die zwischen Himmel und Erde, Berg und Meer von Einem gehalten wird, der besser weiß, worauf es ankommt, als alle unsere pädagogischen Künstler. Da schmilzt ein breites Geschichtsbuch — in ein Lied; da legt ein halbes Jahrhundert seine Trauer in eine Romanze oder Ballade nieder; da verlieren sich plötzlich die dicken Bände einer Sittenlehre in einen Mark und Bein durchdringenden und durchklingenden Choral." [1]

[1] Herders WW. Edit. Hempel V. S. 7.

3. Das Kirchenlied.

> Lasset klingen hellen sueßen klang,
> ir leien in kirchen, ir pfaffen in den koren,
> zu widerstreit sei eur gesang.
>
> Konrat von Queinfurt.

Aus den bisher besprochenen allgemeinen Qualitäten eines gesunden Volksliedes ließen sich unschwer manche besondere ableiten, die sich indeß meist ebensowohl aus dem ergeben, was wir nunmehr über die dritte Haupteigenschaft des kirchlichen Volksliedes, über seinen kirchlichen Charakter, zu sagen haben. Wenn die Poesie mit Recht von dem Kirchenliede fordert, daß es wahrhaft volksthümlich sei, dann fordert mit mindestens demselben Rechte die Kirche, daß es sich für den kirchlichen Gebrauch eigne, wahrhaft kirchlich sei.

Ganz von selbst versteht sich, daß ein Kirchenlied inhaltlich von Allem frei sein muß, was gegen Lehre und Geist der Kirche verstößt, nach Aufklärungsdusel schmeckt, oder eine Huldigung an den modernen Zeitgeist bedeutet. Das Lied der streitenden Kirche muß ein streitbares sein, es darf nicht mit der Welt liebäugeln, nicht um Weltlob buhlen, sondern muß es sich mit dem Gotteslob genügen lassen. Darüber brauchen wir wenig Worte zu verlieren. Das Gute hat unsere Zeit, daß sie das Achseltragen unmöglich, das Wort des Herrn vom Für und Wider, vom Sammeln und Zerstreuen zur Nothwendigkeit gemacht. Aber es ist doch sehr heilsam, sich daran zu erinnern, daß es noch gar nicht lange her ist, seit Dinge aus unseren Gesangbüchern verschwanden wie diese:

> Geliebtes Vaterland!
> Dank ihm von Herzen und Gemüthe,
> Dem großen Gott, für seine Güte,
> Für sein geschenktes Gnadenlicht;
> Der Heiden sind noch Millionen,
> Die neben uns auf Erden wohnen,
> Sie kennen Gott und Urkraft nicht.

Oder:

Auf, Seele, lobe einen Gott,
Der mächtig leerem Nichts gebot
Und eine Welt, die vor nicht war,
Durch seines Wortes Kraft gebar.

IHN haucht des Frühlings süßer Duft,
IHN rauschet die erwärmte Luft;
Er macht, daß Dampf von Schwefel wallt
Und blitzend in den Wolken knallt.

Was die Kirche in formeller Hinsicht zu fordern hat, läßt sich kurz und prägnant dahin zusammenfassen: Kirchenlieder, nicht bloß geistliche Lieder. Denn es kann etwas ein ganz vortreffliches Lied sein, und ebenso geistlich als volksthümlich, und doch noch nicht in die Kirche taugen. Kunstschöpfungen, die in die unmittelbarste Nähe des Heiligthums zu treten bestimmt sind, Lieder, die unter dem eucharistischen Opferdienste gesungen werden sollen, müssen nicht nur durch und durch heilig sein, sondern auch so großartig und ernst, daß sie zu dem Ernste und der Großartigkeit der kirchlichen Feier passen, sich dem streng Liturgischen nähern und anschließen. Es muß da nicht nur alles Weltliche, Leichtfertige, Kleinliche ausgeschlossen bleiben, sondern es muß auch Weihe und Erhabenheit in nicht ungewöhnlichem Grade vorhanden sein. Wie in allen übrigen Künsten, so muß auch in der Dichtkunst das für das Heiligthum Bestimmte heilig, d. h. geweiht, gesondert, ausgeschieden vom Profangebrauche sein; man muß es gleich seiner äußeren Erscheinungsweise ansehen, daß es für die Kirche gefertigt ist, weil es in die Kirche und nirgends anders hinpaßt. Wie wir ein Kirchengebäude sogleich von jedem andern, weltlichen Zwecken bestimmten Baue, einen Kelch sofort von jedem Becher und Pokal unterscheiden können, ja wie selbst das kirchliche Linnenzeug nie eine Ähnlichkeit mit Tischtuch und Tüllgardinen haben sollte, so sollte man auch einem Kirchenliede gleich anmerken, daß es mehr ist als ein Lied für häusliche Andacht.

Diesen echten Kirchenliederton haben wir leider wie vergessen und verlernt. Wir haben eine reiche neuere Literatur, wenn wir nach geistlichem Liede fragen; eigentliche Kirchenlieder fast keine. So haben wir z. B. eine Anzahl hübscher Marienlieder von Guido Görres; es ist etwas echt Populäres in diesen Liedern und viel Frömmigkeit, aber es fehlt ihnen — ob sie schon viel zum Kirchengesange verwendet worden — doch der dem Kirchenliede eigenthümliche Ton. Mir scheint, sie reizen förmlich den Componisten, ihnen auch ein leichtes, unkirchliches Tonkleidchen anzuziehen.

Ein ernstes, kirchliches Tongewand müßte sie ebenso kleiden, wie ein kleines Mädchen ein langer Rock und ein altväterischer Helgoländer Strohhut. Oft klingt es in diesen Liedchen etwas frei, fast kokett:

Wir schmücken dir
Dein goldnes Haar
Mit Rosenzier
Und Lilien klar,
Und rings die Luft
Durchwürzen wir
Mit Weihrauchduft,
Maria, dir;

oft etwas zu weltlich und reitermäßig:

Wir fürchten nicht der Hölle Macht,
Nicht Pulverdampf und Blei;
Wir ziehen lachend in die Schlacht,
Maria, steh' uns bei;

oft etwas spielend und tändelnd:

Maria, mein Leben,
Dich grüß' ich ergeben;

oft für ein Kirchenlied zu natürlich:

Ein Herz, das wie das deine
Von Himmelslicht erglühet,
Wie eine Lilie blühet
In ewig frischem Glanz;
Das wie die Morgensonne
Dem Frohen freundlich scheinet,
Und mit den Armen weinet
Wie milder Abendthau [1].

Fast immer klingt etwas zu viel von den privaten Stimmungen des Dichters mit:

Die Hoffnung sank wie ein Blatt am Baum,
Das Glück zerrann wie ein Morgentraum,
Verhallt ist die Freude wie Glockenklang,
Die Harfe trauert, die Saite sprang.
Zu Dir erschallt unser Klagelaut,
O Mutter, o Jungfrau, o Gottesbraut!

Vielleicht hat mancher Leser gerade diese freundlich frommen Marien-

[1] Vgl. Der König furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein;
Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.

liedchen von Görres im Herzen lieb gewonnen und sich schon im Stillen geärgert, daß sie nicht vielmehr als Muster und Norm eines echten Kirchenliedes aufgestellt wurden. Nun verstehe mich recht, lieber Leser, liebliche geistliche Lieder sind und bleiben sie ja, woran Jeder, dessen Stimmung sie entsprechen, sich nach Herzenslust erbauen mag. Aber nicht alles Fromme und jedes Erbauliche und noch weniger alles Liebgewonnene gehört so ohne Weiteres auch gleich in die Kirche. Geistliches Lied ist Gebet, Kirchenlied soll Kirchengebet sein. Wie nun der Einzelne in seinem Herzen Manches beten und bitten mag, was die Kirche so nicht in ihr erhabenes Gebet aufnehmen kann, so darf auch das Kirchenlied sich nicht alles das erlauben, was dem geistlichen Liede immerhin wohl anstehen mag. So kann man sich gewiß kein schöneres geistliches Lied denken, als das bekannte Gebet der seligen Crescenz von Kaufbeuern:

O süße Hand Gottes, ermunterst mein Herz,
Und machst, daß ich mit dem Leiden nur scherz'.
Es ist mir, als wenn mit mir Ballen Gott schlüg',
Je stärker er zuschlägt, je höher ich flieg'.

Aber wer möchte, bei aller Vorliebe für das Lied, es als ein Kirchenlied bezeichnen?

Diesen Unterschied zwischen geistlichem Lied und Kirchenlied hat schon der alte Corner eingesehen, der, wenngleich vornehmlich aus musikalischen Rücksichten, sehr wohl zu scheiden weiß, was für häusliche Andacht nachgesehen werden mag, was aber für kirchliche Andacht nicht zulässig ist; und es ist bedauerlich, wenn uns dieser Unterschied so sehr abhanden gekommen, daß, um Vilmars Worte zu gebrauchen, „nach und nach die Gemeinde einen nicht geringen Theil ihres Bewußtseins von dem echten Kirchenliede verlor und noch heute es schwer hält, Manche von dem wesentlichen Unterschiede zwischen Kirchenlied und geistlichem Lied zu überzeugen“ [1].

[1] Gesch. d. deut. Nat.-Lit. S. 429. Vgl. Lange, Hymnol. S. 28: „Jeder Christ kann in seiner Art ein Liedchen singen. Das Kirchenlied muß sich durch einen bedeutenden Charakter, wodurch es Organ für Viele, ja für die ganze Gemeinde werden kann, auszeichnen. Reinheit und Reichthum sind wohl die wesentlichsten Prädikate eines solchen bedeutungsvollen Christenliedes. Man kann als das vollkommenste christliche Lied, als das reine, ein solches bezeichnen, worin die christliche Lehre mit dem christlichen Gefühl zu einem reinen Fluß verschmolzen und zu einem reinen Guß gestaltet worden ist. Das Unreine des Liedes wird allemal darin bestehen, daß entweder ein Überschuß von ungeschmolzenen Bestandtheilen der Lehre oder ein Überschuß von nicht durch die Lehre vergeistigten individuellen Empfindungen zurückbleibt.“

Das hat uns einmal unser Mitmachen nicht mit dem älteren, sondern mit dem jüngeren, verwässerten protestantischen Kirchenliede zu Ende des vorigen Jahrhunderts, und dann der wilde Contrast gethan, in dem diese poetischen Lederäpfel mit den duftenden, blühenden, aber durch und durch subjectivistischen geistlichen Liedern der Romantiker standen. So kam dieser Zug falscher Subjectivität in unsere geistlichen Lieder, nicht nur in die Marienlieder von Görres, sondern auch in die Lieder von Passy, Silbert und der Dichter des geistlichen Blumenstraußes. Eine Schuld liegt dabei nicht auf Seite dieser; sie trifft jene, die diese Lieder zum kirchlichen Gebrauche heranzogen, Lieder wie z. B. das folgende von Silbert. Wenn Daktylen überhaupt im deutschen Kirchenliede eine seltene Erscheinung sind, dann sind vollends diese zu bacchantisch für den Dienst des Heiligen.

Ihr Saiten hervor!
Den blumigsten Flor,
Den Eden getrieben,
Lobsingend zu lieben.
Es schweige der Chor,
Der, wenn die Lyra klingt,
Huldin, dein Lob nicht singt.

Laut rufen zu dir,
O himmlische Zier,
O Beste der Guten,
In liebenden Gluthen
Die Wanderer hier:
Löse der Sünder Haft,
Spende den Guten Kraft!

Wir sind übrigens die Einzigen nicht, denen der Sinn für die edle Selbstbeschränkung und Einfachheit des Kirchenliedes abhanden gekommen; unsere ganze Zeit scheint denselben eingebüßt zu haben.

Die poetische Literatur des katholischen England trägt genau dieselbe Signatur, wie die unsrige. Dort ist es William Faber, als fruchtbarer ascetischer Schriftsteller bekannt, dessen Lieder in allen katholischen Kirchen seines Vaterlandes gesungen werden. Ich will einige Proben zur Charakteristik hersetzen, weil sie mehr als die Verse eines einzelnen Auctors sind, weil sie eine Geschmacksrichtung, eine Zeitströmung bedeuten. Welch einen Weg hat das katholische Kirchenlied nicht zurückgelegt, angefangen von den ernsten, strengen, fast herben Hymnen des hl. Ambrosius, die in der Zeit ihres Entstehens echte Volkslieder waren, ebenso populär und ebenso zündend, als Luthers Lieder je gewesen, bis herab zu diesen

Liedern Fabers[1], die sich als „Hymnen", also als höchste Form kirchlicher Poesie, einführen.

Entschieden zu familiär, natürlich, fast sinnlich lautet es in einem Kirchenliede, überschrieben The infant Jesus:

When Joseph takes Thee in his arms
And smooths Thy little cheek,
Thou lookest up into his face
So helpless and so meek.

Yes Thou art what Thou seem'st to be,
A thing of smiles and tears;
Yes thou art God. and heaven and earth
Adore Thee with their fears.

Oder diese Lieder versteigen sich zu einer Höhe der Gefühle, wo selbst ein Heiliger nicht alle Tage mitkommen kann, z. B. in dem Liede „O mother, I could weep for mirth" auf das Fest der unbefleckten Empfängniß Mariens:

O I would rather, mother dear,
Thou shouldst be what thou art,
Than sit where thou dost, o so near
Unto the sacred heart.

O I would forfeit all for thee
Rather than thou shouldst miss
One jewel from thy majesty,
One glory from thy bliss.

Conceived, conceived immaculate!
O what a joy for thee!
Conceived, conceived immaculate!
O greater joy for me!

Ganz erlköniglich reiten die drei Weisen in Bethlehem ein:

Who are these that ride so fast o'er the desert's sandy road,
That have tracked the red sea shore and have swum the torrents broad?
Whose camels bells are tinkling through the long and starry night —
For the ride like men persued, like the vanquished of a fight.

Übrigens kennt diesen, für ein Kirchenlied zu glänzenden oder richtiger zu eiteln Balladenton auch das Konstanzer Gesangbuch, bei dem wir sonst fast immer einer großen Vorliebe für das Nüchterne begegnen. Man besehe sich S. 482 das Lied zum Patrocinium des hl. Stephanus,

[1] Hymns by F. W. Faber DD. London 1861.

das man nicht lesen kann, ohne sich immer und immer wieder an die Kraniche des Ibykus zu erinnern:

Und gegen ihn in Aufruhr trat
Die jüdische Gemeinde,
Bald riß ihn vor den hohen Rat
Die Rachgier seiner Feinde.
Die falschen Zeugen traten auf
Und logen: Dieser hört nicht auf,
Zu sträflichem Exempel
Zu lästern Gott und Tempel.

* * *

Nun rief er aus im Jubelton:
„Ich sehe off'nen Himmel,
Zu Gottes Rechten Gottes Sohn."
Da stürmte das Getümmel,
Und brauste wie ein wildes Meer,
Und übertäubte das Gehör,
Und wie von Sturm und Wogen
Ward er hinweggezogen.

* * *

Hinaus zum nächsten Thore brach
Der Strom der tollen Menge,
Und schleiften den Mann Gottes nach,
Zerstoßen im Gedränge,
Und tausend Mörderstimmen schrie'n,
Und Steine hagelten auf ihn
Aus tausend Mörderhänden,
Die Rache zu vollenden.

* * *

So viel ist aus dem Gesagten klar, daß, wenn schon ein echtes Volkslied nie ohne echten Dichterberuf und auch dann nur in seltenen Stunden der Weihe zu Stande kommt, solches in noch weit höherem Grade vom Kirchenliede gilt. „Das Kirchenlied entsteht nur unter einer dreifachen Bedingung. Es setzt vorab eine poetische Gabe und Bildung voraus und zugleich eine klare christliche Erfahrung und Erkenntniß. Wo beide Facultäten vereinigt sind, da ist der Beruf zum Kirchenlieder-Dichter im Allgemeinen vorhanden. Allein nicht alle Tage wird ein solcher Dichter berufen, ein Kirchenlied zu dichten. Nur in besonderen Momenten, welche von Gottes Geist und Walten abhängig sind, kommt der Berufene zu einer solchen Production. Während auch die besten religiösen Liederdichter manchmal singen, ohne ein Kirchenlied zu produciren, so zieht der christliche Geist, als der wesentlich festliche, lyrische Geist, oft

ein frommes Herz, das selten dichtet, für einmal in eine Region empor, wo es das edelste Kirchenlied hervorbringt. Man kann darum die echten Kirchenlieder im besonderen Sinne als Gaben des Herrn, womit er seine Kirche beschenkt, betrachten."[1] Und in der That hat der heilige Geist, wie über die große Gesammtkirche in Ost und West, so auch über unsere Kirche in deutschen Landen den reichsten Liedersegen ausgegossen; aber leider haben wir, dem verlorenen Sohne nicht unähnlich, unser reiches Erbe verschleudert und haben uns lange — hoffentlich lange genug — mit seiner Kost genügen lassen.

[1] Lange, a. a. O. S. 29.

4. Kirchenmusikalisches Scholion.

Da wird man figuriren
auff newe himlisch arth,
die Noten Coloriren
sehr künstlich, lieblich, zart.

Die Psalmen schon psalliren
aus hertzen frewd allda,
Denn Gott wird renoviren
die gantze Musica.

Johann Walther.

Zum Kirchenliede gehört, wie der Leib zum Menschen, die Weise, die Melodie. Für den Gesang ist es bestimmt, geschaffen; erst durch den Gesang wird es ganz und voll, was es sein soll. Gesprochenes oder gelesenes Lied halbes Lied, gerade wie ein gelesenes Drama halbes Drama; dagegen „der von Worten begleitete Gesang unbestreitbar im ganzen Gebiete der Kunst die vollste und erhebendste Wirkung hervorbringt“ [1].

Ganz ähnliche Anforderungen daher, wie an den Liedertext, muß die Kirche auch an die Liedesweise stellen. Dieselbe muß absolut einen kirchlichen Charakter an sich tragen, der allerdings nicht in Monotonie und Mangel an Bewegung, aber in einem gewissen Ernste und einer gewissen Getragenheit besteht und sich gleich sehr von Ausgelassenheit in der Freude, von Sentimentalität in der Liebe, von Weichlichkeit im Schmerze entfernt hält.

Ist es mit dem Liede selbst einmal in Ordnung, genügt es, daß die Weise nun auch mit dem Liede stimme, und es wird den Anforderungen der Kirche so gut wie der Kunst unter dieser Rücksicht entsprochen sein. Dazu aber ist nöthig, daß der Tondichter nicht selbstsüchtig oder eigensinnig seinen musikalischen Gedanken nachjage und dann irgend einen bemitleidenswerthen Text auf das Prokrustesbett seiner Melodien kneble, sondern daß er seine Gedanken vom Dichter entlehne, daß

[1] W. Humboldt. WW. VI. 543.

er vor Allem den Text zu durchdringen suche und von diesem sich zur Begeisterung erwecken lasse. Er muß es machen wie Zelter, der von sich sagte: „Wenn ich ein Lied componiren will, so suche ich zuvor in den Wortverstand einzudringen und mir die Situation lebendig zu machen. Ich lese es mir dann laut vor, bis ich es auswendig weiß, und so, indem ich es mir immer und immer wieder recitire, kommt die Melodie von selber."[1] Andernfalls wird er nichts weiter erreichen, als zwei schöne Leichen an einander zu koppeln: die todte, weil nicht vom Text vergeistigte Melodie, und das todte, weil nicht musikalisch belebte Lied. Er wird ein bloßes Nebeneinander erzielen, während doch Wort und Ton ein Ganzes bilden sollen, auf einander gewiesen sind, wie Leib und Seele, einander belebend zu durchdringen, wie diese. Das Lied ist der Geist, die Seele; die Melodie ist die schöne Erscheinung, das Kleid, der Leib des Liedes.

Auch die Musik ist Sprache; sie muß daher dasselbe sprechen, wie das Lied, dann verstärken sich beide; sonst versteht man weder dieses, noch jenes. Die Musik ist Sprache, vorzugsweise die Sprache des Gefühls und der Empfindung. Und zwar steht sie insofern niedriger als die Sprache, als sie das Gefühl nicht so bestimmt, so klar, so unzweideutig ausspricht, als diese; sie steht höher, insofern sie das Gefühl wirksamer, gewaltiger ausspricht, weil sie es hinüberspielt in die Sinnlichkeit, weil sie den ganzen Menschen erfaßt.

Auch abgesehen von jedem unterlegten Texte, vermag die Musik auf das Gefühl zu wirken, Freude, Trauer, Tanzlust, Kampfesmuth hervorzurufen. Ebenso gut vermag sie Sinnlichkeit anzuregen, ja diese Anregung so zu steigern, daß sie sich jenen geheimnißvollen Grenzen nähert, wo Lust und Wollust sich begegnen und wie klare und trübe Wasser unmerklich in einander fließen. In vino luxuria, sagt ein Gotteswort (Eph. 5, 18), und ein anderes stellt die Wirkung von Wein und Ton auf das menschliche Herz so schwesterlich zusammen (Sir. 40, 20), daß wir eine Verwandtschaft beider wohl annehmen dürften, wenn wir auch nicht sähen, daß eine Janitscharenmusik ganz dieselbe Wirkung hat, welche die hansischen Flottenführer vor der Schlacht bei Greetsyhl durch einen Trunk Warmbier mit Schießpulver glänzend erreichten.

Nur sehr wenige Menschen gibt es, die den Lockungen dieser Sirene, der Frau Musika, gegenüber gefeit und gefroren sind, denen die Natur

[1] Eckermann, Gespräche mit Göthe. Leipzig 1867. S. 70.

ein- für allemal den Dienst geleistet, den einst der welterfahrene Odysseus seinen Gefährten erwies. „Alle großen echten Schöpfungen der Tonkunst," sagt Lasaulx, „wie sie hervorgegangen sind aus den substanziellen Schwingungen des Seelenlebens und der diese gestaltenden Kraft des mathematischen Verstandes, wirken darum mit unwiderstehlicher Magie, mit einer gewissen elementaren Naturgewalt, wie Element auf Element, eine Meereswoge auf die andere, Seele auf Seele, Verstand auf Verstand, elektrisch auf den Zuhörer. Die Schwingungen seiner Gehörnerven, welche durch die Töne der Musik erzittern, theilen sich seinem ganzen Nervensysteme mit, so daß, je nachdem die Tonseele, die ihm entgegentritt, eine wilde oder sanfte, eine jauchzende oder klagende, zürnende oder liebende ist, die Saiten der eigenen Seele, alle Nervengeister, miterklingen und in den fortfluthenden Strom der Töne mit fortgerissen sich fühlen." [1]

Trotzdem ist gesagt worden, „man könne, genau genommen, von gläubiger oder ungläubiger, sittlicher oder unsittlicher, frivoler oder leichtfertiger Musik nicht reden, da die Musik, die Melodie als solche, weder gläubig, noch sittlich, noch ascetisch sein könne". Gerade so wird auch wohl Niemand den Wein ohne Weiteres frivol oder ascetisch nennen. Die Schrift zeigt aber, daß er recht gut sowohl ascetischen Bestrebungen (1 Tim. 5, 23) als üppigen Strebungen (Eph. 5, 18) dienstbar gemacht werden kann. Gerade so kann auch die Musik allein nach beiden Richtungen hin wirken, nicht durch Quantität, sondern durch Qualität, wobei ihre Wirkungen um so viel gefährlicher sein dürften, weil sie nicht rein sinnliche sind, sondern jene reizbarsten Teile des menschlichen Wesens angreifen, wo sich gleichsam die vergeistigtste Sinnlichkeit mit den am tiefsten in die Sinnlichkeit versenkten seelischen Fähigkeiten begegnen.

Es wäre sehr verdienstlich, solchen Zweiflern gegenüber einen consensus generis humani in dem beregten Punkte nachzuweisen, eine Aufgabe, die sich mit einiger Sammlergeduld in glänzendster Weise lösen ließe. Griechischen und römischen Philosophen, ebenso gut wie den Kirchenvätern der ersten christlichen Zeiten, galt die Macht der Musik gerade auch in der angedeuteten verweichlichenden Richtung als eine ausgemachte Thatsache; durch das ganze Mittelalter zieht sich eine Kette von Klagen und eine Reihe von Verordnungen gegen „lascives" Ausschreiten der

[1] Philosophie der schönen Künste. S. 123.

Musik; endlich hat in unseren Zeiten die moderne Oper jeden Zweifel bei Christen und Heiden zerstört. So verlockend für mich eine solche Sammelarbeit wäre, so würde sie mich doch hier zu weit und zu lange von meinem Vorwurfe entfernen und verweise ich deßhalb nur auf Ernst von Lasaulx' Philosophie der schönen Künste S. 110 u. ff. und J. Neumaier, Geschichte der christlichen Kunst, I. S. 153—285, wo sich bereits ein köstlicher Citatenschatz vorfindet, der sich namentlich, was die Zeugnisse der Väter angeht, mühelos verdoppeln ließe[1].

Nun ist aber auch gleichfalls unläugbar, daß in der Ascese kaum eine Verirrung leichter, aber auch keine gefährlicher ist, als die Verwechslung von Natur und Gnade, von Frömmigkeit und Sentimentalität, inniger Andacht und sinnlich-süßlichem Gefühlsdusel. So schwer es bei den tiefst organisirten lebenden Wesen oft zu sagen ist, ob sie noch dem Pflanzenreiche angehören oder bereits zur Thierwelt zu rechnen sind, so schwer ist es bei diesem Mitschwingen und Mitklingen der niederen Seelenkräfte zu unterscheiden, ob sie einem Wehen von oben entstammen, das reinigt und emporträgt, oder einem asmodeischen Anhauch, der nur darum einen Augenblick emporzuflügeln scheint, um hernach um so lustiger hinunterwirbeln zu lassen. Wie oft mag es geschehen, daß man lauter Engelköpfe zu sehen glaubt und nicht bemerkt, daß Eros mitten drunter flattert! Es ist geradezu eine außergewöhnliche Vertrautheit mit den seelischen Zuständen von Nöthen, hierin ein sicheres Urtheil zu haben, so sehr, daß selbst ein so erfahrener Geistesmann wie der berühmte Gerson seinen eigenen Gefühlen in dieser Hinsicht das größte Mißtrauen entgegenbrachte, und unser

---

[1] Beispielsweise setze ich hier ein Zeugniß aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges her, das von um so größerem Gewichte ist, als es aus dem Munde eines heiligmäßigen und vielerfahrenen Missionärs kommt, und das ein besonderes Interesse beansprucht, weil es zeigt, daß unsere musikalischen Fleisch-Töpfler noch ganz dieselben Einwendungen abdreschen, die schon vor 300 Jahren leergedroschen waren: P. Jean Lejeune sagt in einer seiner Predigten: „Vous direz qu'elle (die Musik) attire le peuple à leur église. Il est vrai; mais c'est-à-dire qu'elle fait que plusieurs qui un jour de Paques ou d'autres fêtes iraient à la cathédrale ou à la paroisse ouïr le chant grégorien, qui ne ressent point les airs profanes, vont prendre plaisir d'entendre les frédons de quelques filles. Vous me direz derechef, que ce chant élève le coeur à Dieu: oui le coeur de quelques-uns; mais pour un qu'il attendrit d'une dévotion sensible qui n'est pas la plus solide, il en abaisse et attache plus de dix à la créature, et nous savons par l'aveu de plusieurs que ces voix mignardes les amollissent, les charment et leur donnent des pensées impudiques. Sermon LIX. De la luxure. Vgl. auch H. Drexelius S. J., Rhetorica coelestis l. 1. c. 5.

Herr selbst uns ermahnt, die Liebe nicht nach den süßen Gefühlen, nach dem „Herr, Herr" zu bemessen, sondern danach, ob sie Gottes Gebote hat und hält.

Liegt hier schon von vornherein eine Gefahr für das christliche Gefühlsleben, so ist es geradezu unverzeihlich, wenn man durch sentimentale Musik dem Volke seine kräftige, gesunde Andacht in weichlichen Gefühlsdusel verkehrt, in eine Andacht, wie sie Wackenroders kunstsinnigem Klosterbruder anstehen mag. Es gibt Menschen, die niemals frömmer sind als post pocula. Sollten die frommen Fühlungen eines musikalischen Rausches so viel besser sein als die eines Weinrausches, und die aus dem Ohrenkitzel geborene Andacht weniger irdisch als die im Gaumenreiz empfangene? Muß nicht die Musik, wenn anders sie wirklich eine Sprache ist, wenn sie wirklich zum Ausdruck der Gefühle sich eignet, für zwei so verschiedene Gefühle, als Gottesliebe und Weltbrunst, die lauterste und die sinnlichste Liebe auch einen total verschiedenen Ausdruck haben? Darf sie es sich je beikommen lassen, auf ein Marienlied eine Weise zu dichten, die ebensowohl für ein Ständchen oder eine Mondschein-Arie eines unglücklichen Liebhabers sich schickte? Im Gegentheile ist, wenn eine Melodie sich vortrefflich zum Ausdruck eines erotischen Textes eignet, kaum ein untrüglicheres Zeichen, als daß in ihr von kirchlichem Geiste nicht die Spur vorhanden ist. Das ist ein bei allen Verständigen angenommenes Dogma, ist weiter nichts als das oben von Zelter angegebene Verfahren rückwärts angestellt, für die Melodie dasselbe, was die Probe auf eine Rechnung ist. Es ist dieß übrigens so oft und so schlagend bewiesen worden, daß ich mich hüten soll, es noch einmal zu beweisen. Diejenigen, die Argumenten in dieser Sache zugänglich sind, bedürfen derselben längst nicht mehr; betreffs der Andern spricht jeder Kluge mit Juvenal:

Cedamus maneant qui nigra in candida vertunt.

Nur einen Einwand will ich mit einem Worte berühren: Manche von den besten unserer alten kirchlichen Volksweisen sind dem weltlichen Volksliede, vielfach dem Liebesliede entlehnt; warum sollte, was ehemals möglich war, nicht auch heute noch möglich sein? Die Antwort darauf lautet: Weil die Melodien des Volksliedes von damals sich ganz anders zum Kirchenliede verhielten als heute. „Das Volk," antwortet Bäumker (S. 5) auf diesen Einwand, „bildete seine Melodien nach Analogie der Gesänge, welche es in der Kirche singen hörte, und in denselben alten Kirchentonarten, innerhalb deren die Kirchengesänge sich bewegten. Man

trenne nur einmal bei den alten Volksliedern Melodie und Text und frage sich, ob die Melodie einem geistlichen oder weltlichen Text angehöre, so wird man bei vielen eine Entscheidung nicht treffen können." Von dem modernen Volksliede und der Zeit seit Ausgang des 17. Jahrhunderts läßt sich das gerade Gegentheil behaupten, daß nämlich das Volk die Melodien zu seinen Kirchenliedern denen ablauschte, die es außer derselben hörte und sang. Trenne man jetzt von einem dieser modernen Kirchenlieder Wort und Weise, und Einer, der sie zum ersten Male hört, wird in vielen Fällen nicht wissen, ob sie einem religiösen oder einem profanen Liede angehöre.



Ich bitte den Leser, nachzudenken, welcher Text zum Vorstehenden? weltlich oder geistlich? Und wenn letzteres, Adventssehnsucht oder Weihnachtsfreude? Fastenschmerz oder Osterjubel? Ich glaube, er würde am letzten auf ein Lied denken, das anfängt:

Seht an die zwei Herzen,
Sie scheiden mit Schmerzen:
Maria, die Mutter,
Und Jesus, ihr Sohn.

Es ist hier nicht meine Absicht, zu zeigen, bis zu welchem Grade von Frivolität das Volkslied in musikalischer Hinsicht gesunken. Ich schreibe ja keine Geschichte des Kirchenliedes, auch nicht seiner Singweisen. Dagegen ist hier der Platz, mit einem Worte die Frage zu berühren, ob es zur Kirchlichkeit des Volksliedes gehöre, daß dasselbe in unseren Kirchentönen geschrieben sei. Wie es in Sachen zu geschehen pflegt, die sich mathematischer Demonstration entziehen, und bei denen das Herz und der Wille dem Verstande stets im Speculiren helfen wollen, hat der Eine gemeint, es müsse sein, während der Andere glaubte, es dürfe nicht sein. Gewiß ist, daß der Gesang der Kleriker der Choral ist, der Gesang des Volkes als solches das weltliche Volkslied. Der kirchliche Volksgesang sollte demgemäß von beiden etwas vereinigen, von beiden etwas vermeiden: vereinigen vom Volksliede die leicht faßliche saugbare Weise, vom Choral den erhabenen Ernst und Adel; vermeiden von jenem die allzugroße Weichheit,

von diesem alles Herbe und allzu Strenge. Es soll die Leichtfertigkeit und Natürlichkeit des Volksliedes mildern durch die Gemessenheit und Feierlichkeit des ersteren, hinwieder alles Schwerfällige an diesem überwinden durch die lebendige Beweglichkeit des Liedes. Wie Landmädchen, die in der Frühe des Sonntagmorgens zur Kirche gehen, wenn sie noch eben fröhlich kicherten, sowie sie die heilige Schwelle überschreiten, sich segnen und zu stiller Andacht versammeln, so soll das Volkslied, wenn es zum Dienste des Heiligen zugelassen wird, alles Weltliche abstreifen und eine frömmere Haltung annehmen. Und wie der Priester, der die heiligen Gewänder abgelegt und seines hohen Amtes gewaltet hat, fröhlich und wie Einer aus ihnen sich unter das Volk mischt, so soll der Choral sich im Volksliede freundlich und leutselig zur Gemeinde herablassen. Den eigentlichen Choral wird das Volk bei guter Aufführung desselben wohl bewundern und auch lieben, aber niemals zur Zufriedenheit singen lernen; das weltliche Lied dagegen wird das Volk zwar gerne singen; aber die Verquickung weltlicher Ausdrucksweise mit religiösem, über die Sinnenwelt hinausreichendem Inhalt könnte nur verbildend wirken und müßte namentlich auf die ernste Männerwelt einen weibischen und verächtlichen Eindruck machen. Ein Mann mit dem Liede: „Christ ist erstanden", oder: „Ein Kindelein so löbelich" auf den Lippen macht eine imposante Figur; aber ein Mann, der im Ständchentone den Himmel angirrt, ist ein Herkules am Spinnrocken.

Diese Grundsätze, die aus dem Wesen der Sache hervorzufließen scheinen, vorausgesetzt, glaube ich, daß die Frage, was für Forderungen die Kirche an das Volkslied in musikalischer Beziehung stellen müsse, am allerbesten auf dem Boden der vollendeten Thatsachen gelöst sind, und zwar gerade durch unser älteres Volkslied. Oder hat es nicht, wie eine geistreiche Stimme in den Historisch-politischen Blättern[1] sich ausdrückte, das ernste Kirchenlied zum Volksliede, das fröhliche Volkslied zum Kirchenliede gemacht? Hat es nicht den vollgiltigen Beweis erbracht, daß ein V o l k slied recht wohl in einer alten Tonart geschrieben sein kann, und auch den Beweis, daß ein K i r c h e nlied recht gut aus Dur gehen mag? Kein einziges unserer modernen sog. Volkslieder hat so lange gedauert, und schwerlich wird eines sich ein solches Alter versprechen dürfen, als die Lieder: „Christ ist erstanden", „Da Jesus an dem Kreuze stund", „Freu dich, du werthe Christenheit", „Gelobet seist du, Jesu Christ", die

[1] Hist.-pol. Bl. XX. 453.

in dorischer, phrygischer und mixolydischer Tonart sich bewegen. Und kein Lied, es sei geschrieben wie es wolle, kann kirchlicher sein als die Lieder: „Es kam ein Engel hell und klar“, „Es ist ein Ros entsprungen“, „Nun bitten wir den heil'gen Geist“, und so viele andere, die — wenn wir um Sachen handeln und nicht um Worte mäkeln — in unserer modernen Dur-Tonleiter stehen. Hat also unser Kirchenlied durch jene bewiesen, daß sich dem kirchlichen Oktoechus sehr wohl volksthümliche Melodien entlocken lassen, so hat es durch diese gezeigt, daß auch unsere modernen Tonarten zu ernsten und heiligen Liedern die rechten Klänge besitzen. Die erste Reihe beweist, daß Jene, die da glauben, Lieder in alten Tonarten würden unserem Volke nicht zu Ohren wollen, in ihren historischen Reminiscenzen etwa um die Mitte siebzehnten saeculi eine spanische Wand angebracht haben, um unser Volk für ungelenkiger und unmusikalischer halten zu können, als seine Altvordern vor drei und mehr hundert Jahren gewesen. Die zweite Liederreihe beweist, daß Diejenigen, welche vor jeder Dur-Tonleiter sich bekreuzen, dagegen, wenn sie mit frommem Selbstbetruge für die allermodernsten Lieder eine transponirte Tonart aufgetrieben haben, meinen, es sei nun Allem abgeholfen, an der Schale kleben und mit pharisäischer Befangenheit das Fleisch reinigen, das zu nichts nütze ist.

Dennoch würde ich, die nöthige Erfindungsgabe vorausgesetzt, lieber in einer Kirchentonart versuchen, ein Volkslied zu schreiben, weil ich dort, von den verhängnißvollen Reminiscenzen freier, mehr Aussicht hätte, originelle und bezeichnende Melodien zu dichten. Denn während sich unsere Dur-Tonleitern innerlich so gut wie gar nicht unterscheiden, zeigen die kirchlichen Tonarten schon in sich eine besondere Veranlagung nach der einen oder anderen Richtung, ähnlich den griechischen, aus denen sie hervorgegangen, und die Lucian kurz und prägnant dahin charakterisirt, daß er die phrygische göttlich, die lydische bacchantisch, die dorische edel, die jonische anmuthig nennt [1]. Ich würde vielleicht versuchen, mich durch irgend ein besonders prägnantes oder besonders melisches Motiv, wie sie in den kirchlichen Choralen zu Tausenden sich finden, anregen zu lassen, es zu einer Melodie zu entwickeln, wie die ältesten lutherischen Componisten oft mit Glück scheinen gethan zu haben [2]. Jedenfalls kann auch unter dieser Rücksicht nichts Verdienstlicheres gedacht werden, als wenn die alten muster-

---

[1] Harmonides c. 1. ed. Par. 1842. S. 249.

[2] Vgl. z. B. Bäumker Nr. 291 u. Musica sacra 1877. S. 54.

giltigen Kirchenlieder nicht nur zum Gegenstande des Studiums gemacht, sondern auch dem Volke wieder und wieder zu Gehör gebracht werden. Das ist der sicherste Weg, auf dem wir nicht nur spielend und wie unbewußt hinter das große Geheimniß kommen werden, wo denn eigentlich das Kirchliche im Liede liegt, sondern auch zugleich eine wahre Liebe und Begeisterung für dasselbe in uns und Anderen wachrufen werden. Dann werden von selbst die letzten Spuren des Minderwerthigen und Leichtfertigen verschwinden, die sich noch immer, selbst in den besten unserer Gesangbücher, erhalten.

Wenn ich auf einige derselben hinweise, so geschieht das nicht, um in diesem Punkte etwas Neues vorzutragen. In Bezug auf die musikalische Seite des Kirchenliedes ist unverkennbar eine starke Strömung zurück zum alten Kirchenliede vorhanden, und Alles gibt uns das Vertrauen, daß dieselbe ruhig und sicher fortschreitend sich überall Geltung verschaffen wird. Ich unterlasse es daher, aus einfach als ungenügend zu bezeichnenden Gesangbüchern Proben von unkirchlichen Melodien beizubringen; das hieße Eulen nach Athen tragen. Ich will, wie der Ährenleser dem Schnitter nachgeht, nur einzelne Halme aufheben, die liegen blieben.

Am reinsten und consequentesten steht unter dieser Rücksicht das Münster'sche Gesangbuch da. Zwar muß an demselben die unerklärliche Vorliebe für den $^6/_8$ Tact befremden, in den es z. B. selbst das alte Osterlied „Freu dich, du werthe Christenheit" einzwängt. Dagegen hat es den meisten Melodien, die man mit Recht beanstanden konnte, in der Stereotyp-Ausgabe „eine bessere vorgesetzt". Die in dieser Weise vom Gesangbuche selbst desavouirten Lieder sind die folgenden:

Nr. 9.	„O komm, o komm, Emanuel"	$^3/_4$ g | g e f | g e f | g f e | e d.
„ 21.	„Heiligste Nacht! Heiligste Nacht"	$^3/_4$ f c a | f 𝄽 | f c a | f.
„ 46.	„Strenger Richter aller Sünder"	$^4/_4$ fis fis a fis | e fis a g g.
„ 72.	„Großer Gott, wir loben dich"	$^3/_4$ f · f | f e f | g f g | f.
„ 82.	„Hier liegt vor deiner Majestät"	$^4/_4$ d | g g g h | h · a a.
„ 86.	„Deinem Heiland, deinem Lehrer"	$^4/_4$ fis g a fis | g e fis g a.
„ 107.	„Gegrüßet seist du, Königin"	$^4/_4$ e f | g g g a | g · f e.
„ 108.	„Alle Tage sing und sage"	$^4/_4$ e e d d | e fis g g.
„ 116.	„Maria, wir fallen dir alle zu Füßen"	$^4/_4$ d | g h g a h c | d h g a fis d.
„ 117.	„Wunderbar herrliche"	$^3/_4$ d d d | d · e d.
„ 118.	„Maria sei gegrüßet"	$^4/_4$ c | c c d c | c a.

Ich glaube nicht, daß man dieß Vorgehen des Münster'schen Gesangbuchs zu strenge finden kann. Zu wünschen wäre nur gewesen, daß diese

Melodien, wenn sie einmal als ungenügend erkannt waren, auch muthig abgethan wären. Gegen unsere guten alten Lieder hat man zu Anfang des vorigen wie dieses Jahrhunderts solche Rücksicht nicht gekannt, als man jetzt vielfach mit dem Schunde nehmen zu müssen glaubt. Am wenigsten verdient Nr. 116 solche Schonung. Jedenfalls soll die Aufschrift „Für Wallfahrten" dasselbe einigermaßen entschuldigen. Solche kleine „Pilgermärsche" sind allerdings beim Volke gerade so und gerade deßhalb beliebt, wie und weßhalb in Süddeutschland die Schnaderhüpfel. Eben deßhalb könnte man aber getrost die Weitervererbung solcher Lieder, die nur auf „Wallfahrten" gesungen werden dürfen, für die Kirche aber sich durchaus nicht ziemen, dem Volke selbst überlassen und sie aus den Büchern entfernen. Das alte Volkslied ist gerade für die Bittwoche sehr reichhaltig, und die alten Rufe wissen auch sehr wohl dem Umstande Rechnung zu tragen, daß ein Bittgang sich durch all den Blüthenduft und Vogelsang der Frühlingsnatur gleichsam den Weg bahnen muß; indessen „Gassenhäwerlein", die geradezu zum Pfeifen herausfordern, kennt es nicht. Speciell unsere Nr. 116 stammt aus der verderbtesten Periode der Deutschverderberei, was man allerdings dem Texte jetzt weniger ansieht als der Melodie. Die Ehe zwischen dem ursprünglichen Texte und dieser war aber eine viel glücklichere. Besonders scheint der betreffende Poet viel schweißtreibende Mittel angewandt zu haben, da von elf Strophen drei von Schweiß und Schwitzen handeln.

4. Du weißt, daß wir im Elend sitzen
Und viel heiße Zähren schwitzen,
Laß uns dir empfohlen sein.

8. Wann austreibt der Tod den Schweiße,
Das Gewissen macht uns heiße,
Laß uns dir empfohlen sein.

10. Wann wir auf der Wag thun sitzen,
Und viel heiße Zähren schwitzen,
Laß uns dir empfohlen sein.

Ferner ist nicht recht abzusehen, warum nicht u. A. die folgenden Melodien ebenso behandelt worden sind, als die obigen:

Nr. 22. „O selige Nacht in himmlischer Pracht" $4/4$ c | c·e f | g·𝄽 c | h͡d g a | g
„ 58. „Das Grab ist leer, der Held erwacht" $3/4$ f | b·f | d·d | es·f | g.
„ 59. „Wahrer Gott, wir glauben dir" $4/4$ a g f f | b a g.

Namentlich die beiden ersten dieser Lieder sind noch immer sehr verbreitet (z. B. Trier Nr. 14 und 64; Köln Nr. 17 und 64; Paderborn

Nr. 72 und 154; Mohrs Cäcilia Nr. 329 und 352); man kann ja das schöne und wirksame Melodien nennen, aber der Ton des Volksliedes ist das nicht und der des Kirchenliedes viel weniger. Das dritte Lied findet sich auch im Mainzer Gesangbuch (Mel. 64) und im Trierischen (Nr. 212).

Von den oben bezeichneten Liedern, die durch das Münster'sche Gesangbuch öffentlich preisgegeben sind, finden sich die meisten unbeanstandet in vielen der besten Gesangbücher, so z. B. die Melodie des „Wunderschön prächtige", die stellenweise recht sehr an „Knaster den gelben" gemahnt, ein Merkmal, das dieser Weise von sehr competenter Seite in den Paß gesetzt worden ist [1]. Trotz dieses Signalements behauptet sich dieselbe u. A. in Nr. 100 des Mainzer, Nr. 137 des Trierer, Nr. 117 des Münster'schen, Nr. 126 des St. Gallischen Gesangbuches. Und doch findet sich zu diesem Liede, das noch ganz die altehrwürdige Form des Stollen-Abgesanges aufweist, die wundervolle, so überaus symmetrisch gebaute, stets mächtiger und mächtiger anschwellende und hernach lieblich und lieblicher ablassende Weise, Nr. 121 des Kölnischen Gesangbuchs, die doch künftig nirgends fehlen sollte.

Da ich einmal bei diesem Liede bin, will ich gleich hier einschalten, daß es mit dem Texte genau dieselbe Bewandtniß hat, wie mit der Weise. Fast jedes Gesangbuch hat seine eigenen Lesarten, deren bunte Verschiedenheit nur das eine gemeinsame Band umschlungen hält, daß sie sämmtlich Verschlimmbesserungen jenes auffallend ungefügigen Textes sind, der in den Werken des hochseligen Cardinal von Geissel sich findet [2], eines Textes, von dem Lindemann meinte, er sei wohl nur aus Courtoisie in die Gesangbücher übergegangen [3]. Inzwischen ist es noch Niemandem beigefallen, einmal Daumers von echtem Hauche der Poesie durchwehte, von wahrem Feuer der Begeisterung durchglühte Bearbeitung desselben Originals an die Stelle zu setzen, weßhalb sie Vergleichs halber hier folgen mag:

1. Heilige, prächtige,
Herrliche, mächtige,
Hulbige, wonnige, himmlische Frau!
Der ich in kindlicher,
Unüberwindlicher,
Ewig ergebener Minne vertrau'.

---

[1] Vgl. „Über das Dirigiren kath. Kirchenmusik". Regensburg 1870. S. 52.
[2] Schriften und Reden von Johannes Cardinal von Geissel II. 311.
[3] Gesch. d. deut. Lit. 2. Aufl. 1869. S. 681.

Jegliches Gut dir,
Leben und Blut dir
Gerne, ja gerne, was immer ich bin,
Geb' ich, o süße Maria, dir hin.

2. Goldener Sterne Glanz
Flicht dir um's Haupt den Kranz,
Sonne bekleidet dich himmelentthront;
Höchste, dir neiget sich,
Schönste dir beuget sich
Unter die Füße der silberne Mond;
Höhen und Lüfte,
Tiefen und Grüfte,
Wogende Wasser und irdischer Plan
Sind dir, o Königin, untergethan.

3. Mutter zu dir, zu dir
Sämmtliche seufzen wir,
Düster umrungen von Jammer und Noth.
Trösterin magst allein,
Freundliche, du uns sein,
Schrecket uns Arme der grimmige Tod;
Fasset sein Weh uns,
Liebend erfleh uns
Gnad' und Erbarmen vom himmlischen Thron,
Schirmend erweiche den göttlichen Sohn.

Minder als alle jene Lieder, die im Münster'schen Gesangbuche einen ernsteren Mentor erhalten haben, ist unstreitig die folgende Melodie des Kölnischen (Nr. 118), an die man verwundert die Frage richten möchte: Amice quomodo huc intrasti non habens vestem nuptialem?



Fast überall sind in ähnlicher Weise Reste der Spreu beim Waizen zurückgeblieben. Man vergleiche beispielsweise die Nrn. 26, 87, 101, 117 des St. Gallischen Gesangbuches, von denen das letzte, lediglich weil es das kürzeste ist, hier ein Plätzchen finden möge:



Das Mainzer Gesangbuch fanden wir schon oben mit Nr. 64 und Nr. 100 vertreten. Einen weiteren Beitrag liefert es mit Nr. 120, dem verhängnißvollen „Milde Königin", das sich eines wenig erfreulichen Reichthums an populären Weisen rühmen kann, Weisen, die der alte Corner unfehlbar zu jenen rechnen würde, die „allzufrisch und etwas liederlich seien, den weltlichen Reuter= oder Buhlenliedlein nit fast ungleich".

Leider enthält auch das Trierische Gesangbuch neben so vielen schönen noch gar manche Melodien aus dem Salzburger, Landshuter und ähnlichen Gesangbüchern, die durch ihre Abwesenheit einen sehr viel besseren Effect machen würden. Es sind deren so viele, daß es ganz vom Belieben des jeweiligen Schullehrers oder Organisten abhängt, ob er aus demselben Buche, mit dem vielleicht in der Nachbargemeinde ein ganz würdiger Volksgesang erzielt wird, dem alten Schäferstil das Leben fristen will. Er braucht sich z. B. um Weihnachten nur auf die Nrn. 12, 14, 20, 21, 24, 25, 28 zu beschränken, und er hat seinen Zweck vollkommen erreicht.

Diese wenigen ad aperturam libri, wie man zu sagen pflegt, zusammengelesenen Beispiele mögen genügen. Sie veranschaulichen gewiß, daß ein Fortschritt vom Guten zum Besseren dringend zu wünschen; sie lassen schließen, welche Ausbeute erzielt werden müßte, wollte man auch anderswo als gerade in den allermustergiltigsten Gesangbüchern suchen.

Wie wir aber einerseits mit der Reinigung unserer Liederbücher von zu beanstandenden Liedern noch immer nicht weit genug sind, ebenso sind wir noch weit zurück mit der Wiederaufnahme unserer alten Lieder. Wie viele warten ihrer nicht darauf, daß ihnen durch Beseitigung dieser oder jener trivialen oder doch nichtssagenden Weise ein Plätzchen zum Unterkommen geschaffen werde! Wie viele der schönsten alten Lieder fehlen in allen Gesangbüchern, und wie ungleich mehr kommen nur sehr sporadisch vor! Wollte man diejenigen alten Lieder zusammenschreiben, die in ganz Deutschland noch unter uns Katholiken üblich sind, es gäbe ein ganz

winziges Häuflein. Das Freiburger Gesangbuch hat nur drei, noch dazu bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Es gilt zwar vor Allem vom Konstanzer Gesangbuche, aber durchaus nicht von ihm allein, was das Vorwort zum St. Gallischen Gesangbuche (S. XV) sagt:

„Alle die alten unsterblich schönen Lieder, die in den Zeiten des freudigsten Glaubens und des kräftigsten kirchlichen Lebens so viele Jahrhunderte hindurch Tausende von Gläubigen erbaut und ihrer frommen Gesinnung einen würdigen und bewährten Ausdruck verliehen hatten, finden wir in dem letztgenannten und manchen anderen neueren Büchern völlig ausgemerzt. Ja nicht einmal eine Spur von den schönsten alten Gesängen ist da anzutreffen, gleichsam als wäre alle geschichtliche Verbindung, jegliche dankbare Erinnerung an die Vergangenheit, alle Achtung für früher Geleistetes verschwunden und als wäre das ganze Erbtheil einer großen Zeit eitel Dummheit und Finsterniß, während gerade in Bezug auf das Kirchenlied die Neuzeit sich größtentheils äußerst klein und schwächlich gegenüber den Gesängen des Alterthums ausnimmt.“

Indeß können und sollen hier nicht alle in der einen oder andern Weise vermißten alten Lieder aufgeführt, sondern nur probeweise einzelne Beispiele des Gesagten beigebracht werden. In annähernder Vollständigkeit würde sich das Material erst überblicken lassen, wenn wir ein Repertorium alles dessen aufstellen wollten, was aus dem alten Volksliederschatze einer Wiederbelebung fähig und werth ist, und wovon wir hoffen, daß es noch einmal Eigenthum des Volkes werden wird.

Um mit dem Advente zu beginnen, so sind die beiden anmuthigen Lieder „Es flog ein Täublein weiße“ [1] und „Es wollt gut Jäger jagen“ [2] in keinem unserer Gesangbücher erhalten. Beide fließen nach Wort und Weise aus dem klaren Quell des echten, rechten Volksliedes und waren in ihrer geistlichen Umdichtung bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein beliebt [3]. Freilich müssen wir jetzt, wo unser Volk, dank einer Zeit, die Pietät nur für klassische Marmorreste besaß, mit offenem Munde vor einer „Jagd des Einhorns“ stünde, den feinen Engel Gabriel bitten, sein Jagdkostüm etwas abzulegen, müssen ihm sein wohllautendes Hörnlein

---

[1] Kehrein, Kath. Kirchenlieder ꝛc. I. 186 u. ff. — Meister, Das kath. deutsche Kirchenlied I. 157 ff. Hoffmann, Gesch. d. deutsch. Kirchenl. Nr. 233, 314.

[2] Kehrein, l. c. I. 188. Meister l. c. 159 ff. Hoffmann l. c. Nr. 234.

[3] Körner, Marianischer Liederkranz, S. 134 u. f., gibt dieß Lied in einer Lesart, die aus Beuttners Gesangb. Ausg. von 1718 stammt; vgl. Hoffmann, Gesch. d. deutsch. Kirchenl. S. 509.

aus der Hand nehmen und die Scene wieder von der Haiden in das Kämmerlein zu Nazareth zurückverlegen. Aber diese kleine Arbeit darf uns nicht verdrießen, wenn es gilt, die ausgebrochenen Edelsteine wieder einzufügen in die Liederkrone, die unsere Vorfahren Gott zu Lob und den lieben Heiligen zu Ehre mit so hohem Fleiß und Verstand gefertigt hatten.

Besser erging es insofern dem Liede „O Heiland, reiß den Himmel auf", als es sich aller Ungunst der Zeiten zu Trotz bis auf unsere Tage — wenn gleich vereinzelt genug — im Volke erhalten hat. Indeß seine originale Singweise scheint es mehrorts eingebüßt zu haben; denn die Melodie, welche ihm das Mainzer Gesangbuch (Nr. 26) beilegt, ist der schöne, so überaus sangbare Choral zum Hymnus Creator alme siderum, während die Cäcilia (Nr. 320) für dieß Lied beim Kölner Gesangbuche (Nr. 10, einer Übertragung des Veni redemtor gentium) eine Anleihe macht.

Allein es findet sich eine eigens für dieß Lied geschriebene Melodie, deren älteste und einzige nachweisbare Quelle bisher das Rheinfels'sche Gesangbuch ist[1], die indeß die unverkennbarsten Merkmale nicht nur eines höhern, sondern sehr hohen Alters an sich trägt. Es hat mir dieß Lied immer den Eindruck geradezu hinreißender, himmelstürmender Gewalt gemacht, man möchte sagen, es habe etwas Titanisches an sich. Da erscheint der Heiland als der geminae gigas substantiae, der sich zum siegesfrohen Laufe anschickt, jedes Hemmniß, das sich ihm entgegenstellt, siegreich überwindend. Zunächst sind es die eisernen, durch die Sünde verschlossenen Himmelsthore, die sein Heraustreten verhindern wollen; allein bereits hat er mit starker Hand Schloß und Riegel nicht geöffnet, nein weggebrochen, abgerissen, ein Kraftstück, das lebhaft an Samson gemahnt, der mit den Thoren von Gaza den Berg hinaneilt. Dieß das erste großartige, gewaltige Bild, das der Dichter uns nicht schildert, aber mit den wenigen, markigen Worten seiner Bitte uns wie unbeabsichtigt vor die Seele zaubert. Weitere Vergleiche bieten ihm Js. 9, 2 und 45, 8, Bilder vom Thau und Regen, vom Reis und von der Blume. So viel über die Mittel der Darstellung; die subjective Stimmung aber, die all das trägt, ist wie in allen Liedern des Advents die Erwartung, aber hier nicht, wie wohl sonst, ein stilles schmerzliches Sehnen und Harren, sondern eine heilige, sich selbst nicht meisternde Ungeduld, ein frommes

---

[1] Meister I. Nr. 16, erhalten im Trier. Gesangb. Nr. 5.

Ungestüm, das dem Himmel selbst Gewalt anthun möchte. Diese Gefühle werden nun durch die in der kraftvollen dorischen Tonart mehr einherbrausenden als schreitenden Melodie geradezu unübertrefflich und unwiderstehlich zum Ausdrucke gebracht: ein Beispiel wie wenige, daß Wort und Weise im Lied nicht neben einander herlaufen, sondern wie Leib und Seele zu lebendiger Einheit in einander wachsen. Damit der Leser selbst beurtheilen könne, daß ich mich nicht in Übertreibungen ergehe, mag dem Liede hier eine Stelle gegönnt sein.



2. O Gott, ein' Thau vom Himmel gieß,
Im Thau herab, o Heiland fließ,
Ihr Wolken brecht, und regnet aus
Den König über Jakobs Haus.

3. O Erd', schlag aus, schlag aus, o Erd',
Daß Berg und Thal all' grünend werd';
O Erd', herfür dieß Blümlein bring,
O Heiland, aus der Erden spring.

4. Wo bleibst du, Trost der ganzen Welt,
Darauf sie all ihr Hoffen stellt?
O komm, ach komm vom höchsten Saal,
Komm, tröst uns hier im Jammerthal.

5. O klare Sonn', du schöner Stern,
Dich wollen wir anschauen gern;
O Sonn, geh auf mit deinem Schein,
Laß wieder Licht auf Erden sein.

6. Hie leiden wir die größte Noth,
Vor Augen steht der ew'ge Tod,
Ach komm und führ mit starker Hand
Vom Elend uns zum Vaterland.

7. Da wollen all wir danken dir
Als unserm Heiland für und für,
Da wollen all wir loben dich
Mit allen Heil'gen ewiglich.

Neben der zarten Lieb-Frauen-Minne ist in der mittelalterlichen Dichtung, der lateinischen Reimpoesie so gut wie im Volksliede, kein Stoff mit solcher Vorliebe behandelt, wie die Geheimnisse der heiligen Weihnacht. Es haben sich auch aus keinem anderen Festkreise mehr Lieder im Volke behauptet, als gerade aus diesem. Noch heute singt man in einzelnen Gegenden gerade wie vor 400 Jahren „Ein Kindelein so löbelich", „Es kam ein Engel hell und klar", „Gelobet seist du Jesu Christ", „Es ist ein Ros entsprungen" u. a. m. Manche dieser Lieder haben sich zudem bei beiden Confessionen gleichmäßig erhalten und sind so ein Nachhall jener schönen Zeit, wo unser Süden und Norden einig war nicht nur in der patriotischen Freude an der von wunderbarem, poetischem Zauber umwobenen kaiserlichen Majestät, sondern eins auch in seinem Glauben, in seiner Liebe und seinem Gebete.

Allein es heißt: Unus assumetur et alter relinquetur; während das eine Lied in Übung blieb, wurde vielleicht sein nächster Nachbar außer Kurs gesetzt. Oft, aber durchaus nicht immer, wurde diese Wahl von Volkes Gnaden nach Verdienst und Gerechtigkeit geübt, ebenso oft nach bloßer Laune, und am alleröftesten war es eben ein blind Geschick, das nicht nur über Büchern, sondern auch über einzelnen Liedern waltet.

Unter den also verschollenen Weihnachtsliedern steht obenan das Lied: „Am Weihnachtsabend in der Still'"; man wird sich nicht leicht etwas kindlich Süßeres denken als dieses Lied, namentlich wenn es in seiner ruhig beschaulichen, aber durch den zweimaligen Übergang aus dem viertheiligen in den Tripeltakt überaus wirksamen Weise mit Verständniß vorgetragen wird. Wie rührend sind nicht Strophen wie die folgenden, die uns das Kind im Stalle schildern:

Ein Kindelein, fast nackt und bloß,
Saß in der edlen Jungfrau Schooß,
Es leuchtet als die Sonnen;
Sein' Äuglein flossen immer zu
Gleichwie lebend'ge Bronnen.

Die Füße und die Händchen sein
Erzitterten vor großer Pein,
Die scharfe Kälte brennet;
Sein Antlitz wand es hin und her,
Ob Keiner es erkennet.

Der aller Welten hat Gewalt,
Lag als ein Waislein dergestalt
Von aller Welt verlassen;
Sein' Demuth war ohn' Ziel und End',
Sein' Lieb' groß über Maßen.

Wie rührend ist die Apostrophe an den Sünder, die man Contrastes halber mit der aus dem Liede „Heiligste Nacht" vergleiche; man kann den Unterschied zwischen Volks- und Stubenpoesie sich nicht besser veranschaulicht wünschen.

Drum kommt ihr Sünder allzumal,
Kommt eilends her zu diesem Stall,
Hier könnt ihr Gnad' erlangen;
Eu'r Richter liegt gebunden hier,
Ihr mögt ihn leichtlich fangen.

Endlich noch der Schluß:

O mein liebwerthes Jesulein,
Laß mich allzeit dein eigen sein,
Laß mich dein' Huld erwerben;
Von deinem Kripplein komm' ich nicht,
So lang ich leb' auf Erden.

Ein anderes Weihnachtslied, das sich durch seine überaus schöne Melodie auszeichnet, ist das Lied: „O Kind, o wahrer Gottes-

sohn"[1], das ich mit Freuden in der neuesten „Cäcilia" begrüßt habe, obschon es mit einem gänzlich veränderten, richtiger noch mit einem ganz anderen Texte auftritt. Ferner verdient erwähnt zu werden das Lied: „Uns kommt ein Schiff gefahren", das zum ersten Male in einer Handschrift des Klosters Inzkofen von 1470 erscheint und das von Alters her mit dem Namen Tauler in Verbindung gebracht wird[2]. Auch hier wirkt der veränderte Rhythmus, indem das Lied mit jeder dritten Verszeile in den $\frac{4}{4}$ Takt übertritt, angenehm überraschend und belebend.

Weiter will ich erwähnen von Fastenliedern: „Preis und Dank wir sagen", „Christ spricht zur Menschenseel' vertraut", „Da Jesus in den Garten ging", „Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn"; von Osterliedern das altehrwürdige „Also heilig ist der Tag", gemeinen Manns Prozeßgesang; aus der Kreuzwoche die Lieder und Rufe: „Gott der Vater wohn' uns bei", „In Gottes Namen fahren wir", „Wer sich des Mai will freuen"; von des Herrn Frohnleichnam u. a. das zarte Lied: „Gott sei gelobet und gebenedeiet" und das andere: „Wir wollen alle singen, wir wollen fröhlich sein". Von Marienliedern sind völlig außer Gebrauch: „Dich, Frau vom Himmel, ruf' ich an", „Maria zart von edler Art", „Ein edler Schatz der Menschen ist", „Ich weiß ein Maged schöne". Von allen Diöcesangesangbüchern, die mir gerade zur Hand sind, hat nur das Kölnische das Lied „Vor aller Jungfrau'n Krone", und doch ist das eine so reizende, so duftige Blüthe, eine so anmuthige und zarte und doch so gar nicht weichliche Melodie, die verdiente, überall in Mund und Herzen des Volkes zu leben.

Doch ich will in dieser trockenen Aufzählung von Liederanfängen nicht weitergehen: daß dieselbe so lang geworden, entschuldige der geneigte Leser mit der bösen kritischen Zeit, die Alles will belegt und bewiesen haben; daß sie nicht länger ist, mit dem Wunsche, seine Geduld nicht auf die Probe zu stellen. Nur den einen Wunsch können wir an dieser Stelle nicht unterdrücken: Möchte, wenn es je zum allgemeinen deutschen Gesangbuch kommen sollte, nicht nur allem Verwerflichen, sondern auch allem Verdächtigen und Zweifelhaften muthig die Aufnahme versagt werden; möchten in der Vorrede die Worte stehen können, mit denen Nikolaus Beuttner sein Vorwort schließt:

---

[1] Wackernagel V. S. 1252. Meister I. Nr. 97.

[2] Hoffmann l. c. S. 107 u. f.

„Weil dann nun jetzundt vmb diese Refier allenthalben diese fast gleichförmige Gesänger nutzlich gebraucht werden, hab ich desto mehr Vrsach gehabt, auff daß nicht solche schöne alte Gesänger in abwesen vnd leichtfertiger weiß in Vergessenheit gerathen, solche zusammen in ein Buch zu bringen vnd denen, so nach vns kommen werden, zu einer Gedächtnuß diß Büchlein verehren wöllen, damit man mög forthin denen alten Fußstapfen vnsern lieben Vorältern, denen ein jeder frommer Christ fleissig nachfolgen soll vnd sich von den verbottnen Büchern gantz vnd gar enthalten.“ [1]

Speciell über den Mangel an Einheit in unserem Gesange ein Mehreres zu sagen, halte ich für überflüssig. Es ist das ein Fehler, der von allen Seiten zugegeben wird und darum eines Beweises entrathen kann. Man braucht ja nur in zwei beliebigen Liedersammlungen zu blättern, um sich mühelos davon zu überzeugen. Hier singt z. B. auf dieselbe Melodie der St. Galler: „Soll's sein, so sei's, wie mein Gott will, ihm hab' ich mich ergeben“; die Cäcilia singt darauf: „Sei, Mutter der Barmherzigkeit, sei, Königin, gegrüßet“. Auf die Trierer Weise „Alles meinem Gott zu Ehren“ singt der Mainzer: „Kommt herab, ihr Himmelsfürsten“. Auf dieselbe Melodie — natürlich einige berechtigte Eigenthümlichkeiten abgerechnet — singt Mainz (Nr. 9): „O Vater der Barmherzigkeit, der du uns arme Sünder“; Köln (265): „Mein Herz erglüht, mein ganz Gemüth entbrennt in reiner Liebe“; Trier (201): „Von süßem Schmerz fühlt sich mein Herz durch heil'ge Lieb gequälet“. Wenn unter allen das Lied den Preis verdiente, das sich am meisten in unseren Büchern findet, so hätte der Barde Sined (P. Michael Denis S. J.) [2] mit seinem „Hier liegt vor deiner Majestät“ das beste Kirchenlied geliefert. Von allen Gesangbüchern, die gerade um mich her sind, fehlt es auch nicht in einem einzigen; aber nur zwei — noch dazu Privatsammlungen — haben dieselbe Melodie, nämlich eine von Töpler; alle anderen haben ihre eigene. Hier stehen vier, vergleichshalber zusammengestellt, von denen Münster die lustigste, Köln die schönste, Trier die sangbarste, Mainz die hölzernste ist. Die St. Galler Melodie ist viel zu schön, um sie mit diesen in eine Linie zu stellen, und die Münster'sche A-Weise eine viel zu dürre, als daß sie jemals hoffen dürfte, ihr leichtfüßiges Schwesterchen B zu verdrängen.

---

[1] Meister, S. 93.

[2] Hist.-pol. Bl. XVI. 729; XX. 460.


1 = A
4/4
Münster B
Köln
Trier
Mainz

Wie man ein altes Lied handhaben mag.

Zu Christi lob, Glori vnd preiß,
Auch Ehr, hab ich diss Buch mit vleiss
Zusammenbracht: Gebenedeit,
Der am tag hilft solche warheit:
Verbannet auch dagegen sey,
Ders noch entfrembd, vnd nit laß frey,
Oder aus neid zumal verdirbt,
Gott such ihn heim, ehe dann er stirbt.

Daniel Sudermann.

Unsere sämmtlichen alten Kirchenlieder, mögen sich dieselben augenblicklich in unseren Gesangbüchern finden oder aus denselben verschwunden sein, bedürfen, wenn der am Schlusse des vorigen Abschnittes laut gewordene Wunsch Wahrheit werden soll, einer sprachlichen Überarbeitung. Die ersteren sind allerdings einer solchen bereits unterworfen worden. Allein diese Veränderungen waren meist Restaurationen der allerschlimmsten Sorte, Verwüstungen unter dem Vorwande der Erhaltung. Jene Lieder müssen von ihrem modernen Verputz und dem flachen äußeren Firniß gereinigt werden, oder besser, sie müssen, gerade als wäre noch nie etwas an ihnen geschehen, ganz so behandelt werden wie jene, die vor hundert und mehr Jahren aus unseren Gesangbüchern verschwanden. Wären beide Klassen von Liedern ununterbrochen im Munde des Volkes geblieben, ohne jenen durchgreifenden Umarbeitungen unterworfen zu werden, so wäre jetzt die Schwierigkeit vielleicht geringer; dieselben hätten dann langsam und allmählich ohne alle plötzlichen Übergänge und äußeren Einflüsse den Prozeß mitgemacht, der aus dem Deutsch des 16. und 17. Jahrhunderts das des 18. und 19. gemacht hat. Allein gerade die Zeit, in der unsere Sprache den raschesten Gang ihrer Entwicklung nahm, war auch der Moment, da mit unserem alten Liederschatze gründlich aufgeräumt wurde. Wer sich von der Raschigkeit dieser Sprachrevolution überzeugen will, braucht nur etwa mit Lessings Schriften das Deutsch der damaligen Kanzleien oder der gleichzeitigen süddeutschen Pre-

digtliteratur zu vergleichen. Wer sollte glauben, daß das die Sprache ein und desselben Jahrhunderts sein konnte! Die Folge des Gesagten ist, daß, wenn wir heute auf unsere alten Lieder zurückgreifen wollen, wir Texte vor uns haben, die zu sehr von unserem heutigen Sprachgebrauche abweichen, als daß wir sie ohne jede Veränderung wieder aufnehmen könnten; sie bedürfen bald mehr, bald weniger der Bearbeitung. Dieß aber ist von allem Schwierigen das Schwerste.

Es ließe sich allerdings erwägen, ob nicht eine durchgreifende Umdichtung die richtigste Art für diese vorzunehmende Veränderung wäre. Es ist oben in Daumers „Heilige, prächtige" ein durch und durch gelungenes Beispiel einer solchen völligen Neudichtung vorgeführt worden, die, ohne sich im mindesten um die Ausdrucksweise des Urliedes zu kümmern, nur dessen specifischen Duft, den poetischen Blüthenstaub bewahrt, und die das Original in sich aufnimmt, sich assimilirt, es gleichsam gänzlich vergißt, um es dann im Weihemoment in eine gänzlich neue Form zu gießen. Es ist dieß keine Restauration, sondern ein Abbruch, um nach dem alten, vielleicht erweiterten Plane einen von Grund auf neuen Bau zu errichten; es ist ein Umschmelzen, ein Neuguß, eine Wiedergeburt. Es ist das eine ganz vortreffliche, poetisch sehr hochstehende Art und Weise, aber auch eine schwierige und darum nur selten mit Glück angewandte, wie wohl schon daraus hervorgeht, daß ich keine zweite derartige Umdichtung eines unserer alten katholischen Kirchenlieder der Daumer'schen ebenbürtig an die Seite zu stellen wüßte. Es bedarf eben hierzu so viel dichterisches Genie, als sich in einem Menschen nur selten beisammen findet; und ebenso selten ist es beinahe geworden, daß die mit der entsprechenden dichterischen Begabung Behafteten einen besonderen Beruf zur geistlichen Poesie zeigen.

Die andere Weise, die alten Lieder unserer Zeit zugänglich zu machen, besteht darin, daß man dieselben nicht umdichtet, sondern an denselben herumdichtet, was allerdings ebenfalls ein hartes und heikles Stück Arbeit ist. Denn erheischt es auch auf der einen Seite weniger poetische Erfindungsgabe, so erfordert es auf der andern um so mehr Sprachgewandtheit, Beharrlichkeit, Feinfühligkeit, Selbstverläugnung, Alles in einer Silbe: einen ungewöhnlichen poetischen Takt.

Schon eine metrische Übertragung aus einer fremden Sprache ist ein Ding, das seine großen Schwierigkeiten hat. Nur ein Dichter kann einen Dichter übersetzen, ohne seinen Bruder in Apoll zu mißhandeln, und auch er nur unter ungleich größerer Mühewaltung, als das selbst-

eigene Schaffen ihm machen würde. Alle, die sich je mit poetischen Übertragungen abgegeben, werden aus ihrer Erfahrung bestätigen können, welche Anstrengungen es kostet, sich vom Original nicht zu entfernen, ohne steif zu werden, poetisch und gefällig zu bleiben, ohne sich selbst dem Urliede zu substituiren.

Kaum geringer in technischer, größer in Rücksicht auf das, was ich die tieferliegenden, sittlichen Schwierigkeiten, die Versuchungen des Übersetzers nennen möchte, ist die Aufgabe des „Verbesserns“. Schon der Titel eines Lied-Verbesserers hat etwas so unendlich Gehässiges, nach Ramler-Gottschedismus, nach Pedanterie und Federfuchserei, nach Schreibtisch und Studirlampe Riechendes, daß für eine nur einigermaßen poetisch fühlende Natur einiger Muth zur Übernahme eines solchen Odiums gehört, zur Ausübung eines solchen „Handwerks“ statt der Kunst. Noch mehr gehört Selbstvergessenheit dazu; denn Lob hat ein solcher „Künstler“ nicht zu erwarten. Gelingt ihm sein „Kunststück“, so wartet der ganze Beifall auf den Dichter, der das ursprüngliche Lied gemacht; mißlingt es, so harrt der ganze kritische Ingrimm des „Besserers“, der seine unberufenen Hände von den edlen Gebilden der Kunst fernhalten solle. Und welche Kühnheit ist erst vonnöthen, nach so vielen mißlungenen Versuchen nun doch noch einen neuen Versuch zu wagen! Wäre es denn da nicht besser angebracht, mit Umkehrung des bekannten augustinischen Satzes zu sagen: Si nequiverunt hi et illi!

In der That haben, wenige ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet, die vorhergehenden Meister das Handwerk in argen Ruf und bös Geschrei gebracht. Und nicht mit Ungrund. O wie viel kaltes Wasser haben sie nicht in unsere schönen, lebenswarmen Lieder gegossen! Wie haben sie sich nicht überall zu löschen und zu dämpfen beeilt, so lange noch irgendwo ein Funke dieses gefährlichen Feuers glimmte, das man Poesie schilt. Unsere Gesangbücher sind ja unter ihren Händen rauchende Brandstätten geworden, Trümmerhaufen verschütteter Herrlichkeit, von denen der Wind Wolken ehrwürdigen Staubes über die breiten, eintönigen Straßen jagt. Ja selbst wenn die Verbesserungen nicht ungeschickt und roh, wenn sie fein, geist- und geschmackvoll wären, jenen gleich, welche die attische Biene an den altehrwürdigen Hymnen Gregors und Ambrosius' vornahm, selbst dann wird man ihnen schlechten Dank wissen. „Lied muß gehört werden,“ sagt Herder in dem mehrfach citirten Vorworte, „gehört mit dem Ohr der Seele, das nicht einzelne Sylben allein zählt und mißt und wäget, sondern auf Fortklang horcht und in ihm fortschwimmt. Der kleinste Fels, der sie daran

hindert, und wenn's auch ein Demantfels wäre, ist ihr widrig; die feinste Verbesserung, die sich gibt, statt den Sänger zu geben, die hundert Sänger und ihre tausend Gesänge über einen Leisten zieht und modelt, von dem jene nichts wußten, so willkommen die Verbesserung für alle, Meister und Gesellen des Handwerks sein mag, und so viel sie an ihr, wie es heißt, lernen mögen, für Sänger und Kinder des Gesanges ist sie

— purer, purer Schneiderscherz
und trägt der Scheere Spur
— nichts mehr vom großen vollen Herz
der tönenden Natur" [1].

Flicken wird ja allerdings das sprachliche Überarbeiten eines Liedes immer sein und immer bleiben. Aber das Flicken ist oft ein nothwendiges Übel; sehr oft muß man schon froh sein, daß man noch flicken kann; stets wird Alles darauf ankommen, daß gut geflickt werde. Und da können wir viel vom Flicken für unser Überarbeiten lernen. Einmal flickt man eben nur dann und nur so viel, als unumgänglich nöthig ist. Das ist die erste und wichtigste Regel; die zweite aber ist dieser gleich und lautet: Ist das Flicken einmal nicht zu vermeiden, so setze nicht ein neues schimmerndes Stück auf ein altes abgetragenes Kleid, sondern flicke nach bestem Vermögen so, daß man den Fleck möglichst wenig sieht. So flickt die Natur, sie heilt ihre Nähte zu.

Um Beides zu erreichen, ist an erster Stelle vonnöthen, daß der Verbesserer mit äußerster Pietät an die alten Lieder herantrete, als ein köstliches Erbe und liebwerthes Vermächtniß frommer Ahnen, die vieltausendmal gerade in diesen Formeln ihr inniges Gebet zu Gott emporgesungen haben. „Selbst die erhabensten unserer Kirchenlieder," fragt Ernst von Lasaulx, „wodurch anders wirken sie so massenhaft und unwiderstehlich, als durch ihren einfach großartigen Rhythmus und die echt volksthümlichen Weisen, die in ihnen herrschen.... Sollte in dem allen nicht ein Nachklang uralter Lieder sich finden, welcher aus der Tiefe der Jahrhunderte zu uns herüberklingt, unzähligemal durchempfunden und gesungen, die Substanz der Gefühle ganzer gestorbener Völker enthält, und gerade darum so mächtig jedes gesunde Herz ergreift?" [2] Wir brauchen nicht zu fragen. Wie ein uraltes Münster uns heilig ist, weil uns das Gebet von Jahrhunderten in seinen Hallen umweht, so müssen es diese Lieder, aus denen die Frömmigkeit von Jahrhunderten redet.

[1] WW. (Hempel) V. S. 18 u. f.
[2] Die Philosophie der schönen Künste S. 156.

Aber wie jenes Münster uns gleichfalls theuer und heilig ist um seiner herrlichen Kunst willen, um der Anmuth willen, die es wie ein Gewand umfließt, so müssen es wieder diese Gesänge sein. Wir müssen sie ansehen als Kunstreliquien von hohem Werthe und insofern besser als Alles, was wir und tausend Andere zu leisten im Stande wären. Sind uns unter dieser doppelten Rücksicht diese Lieder nicht nur lieb und werth, sondern geradezu heilig, so werden wir uns gewiß zweimal fragen und es doppelt bedenken, ehe wir uns leichthin zu einer Änderung entschließen, nur weil vielleicht der Vers etwas holpericht und rauh oder ein Reim etwas unrein oder auch ein Ausdruck ein wenig altväterisch ist. Meist wird bei solchen Änderungen ein blasser Reim mit einer poetischen Schönheit bezahlt, oder zugleich mit einer überzähligen Silbe irgend ein Vorzug der Diction oder des Gedankens ausgemerzt, und das ist doch ein herzlich schlechter Tausch. Darum sehen wir denn ausnahmslos, wie bei Restauration von Werken, sei es der Architektur oder der Malerei, die Schmierer sofort mit einem vandalisch großen Farbentopf bei der Hand sind, all die alte steife Herrlichkeit zuzupinseln, um es, wie sie wähnen, sehr viel besser zu machen, während echte Künstler nur mit Zittern und Zagen zum Pinsel greifen, und nie, ohne bei jedem Strich den alten Meistern innerlich Abbitte zu leisten. Solche Ehrfurcht hatte ein poetischer Genius, wie Herder es unbestritten war, vor Volksliedern, die zu einem guten Theile weder an poetischem Werthe noch an religiöser Weihe unseren Kirchenliedern verglichen werden können. „Wo im Originale mehr Correctheit war suchte ich auch mehr auszudrücken, trug aber kein Bedenken, sie aufzuopfern, wenn sie den Hauptton des Stückes änderte und also nicht dahin gehörte. Jedem steht's frei, sie wie er will zu übertragen, zu verschönern, zu feilen, daß kein Mensch mehr das Original erkennt; es ist seine und nicht meine Weise.“ [1]

Wer sich mehr zutraut als Herder, mag mehr wagen. Indeß ist es sehr wahrscheinlich, daß wir ihm zurufen müssen: Laß uns doch diese paar Härten und jene überzählige Silbe, aber laß uns dafür auch dies kühne Bild, jene zarte Wendung, hier diesen Stabreim und dort jene volltönenden Vokale.

Über diese Art von Liederverbesserung dachte Göthe nicht milder als Herder. „Überhaupt ist es ein eigenes Ding um die Erbauung,“ schreibt er einmal. „Es ist oft nicht die Sache, die einen erbaut, son-

[1] Herders WW. a. a. O. S. 16.

dern die Lage des Herzens, worin sie uns überrascht, ist das, was einer Kleinigkeit den Werth gibt. Darum kann ich die Liederverbesserungen nicht leiden. Das möchte für Leute sein, die dem Verstand zu viel und dem Herzen zu wenig geben. Was ist daran gelegen, was man singt, wenn sich nur meine Seele hebt und in den Flug kommt, in dem der Geist des Dichters war. Aber wahrhaftig, das wird einem bei denen gedrechselten Liedern sehr einerlei bleiben, die mit aller kritisch richtigen Kälte hinter dem Schreibepult gleichsam polirt worden sind."[1] Übrigens wird da eine Voraussetzung zu Gunsten der Verbesserer gemacht, die bei uns kaum je zutraf, daß die Verbesserungen nach kritisch richtigen Normen vorgenommen wurden. Wie müßte das Urtheil lauten über solche, die keine andere Richtschnur kannten als die, daß in Sachen des Geschmackes Alles erlaubt sei und daß, je mehr Recht man sich nehme, um so mehr man habe! Wie würde das Urtheil des gewiß nicht sentimentalen Gervinus über solche Meister des Handwerks lauten, da er sich über Klopstock also vernehmen läßt: „Spalding, Zollikofer und ähnliche Geistliche fühlten damals das Bedürfniß, für eine feinere Gesellschaft feinere Lieder zu haben; man fing an, die alten zu bessern; Klopstock, Schlegel, Cramer, alle haben diese Emendationspoesie getrieben. Herder, der den Sinn für Einfachheit und Natur nicht verlor, der diese Vornehmheiten gering achtete, hat sich immer gegen die Art und Weise dieser Verbesserungen erklärt. Was sie geben konnten, war statt der Einfachheit Eleganz oder meinethalb Würde und Poesie; ob aber diese das Kriterium für gute kirchliche Lieder waren, haben wir gleich anfangs bezweifeln müssen."[2] Man kann dieses Urtheil über Klopstocks Umdichtungen ein allgemein angenommenes nennen; ich will nur noch auf Vilmars Urtheil verweisen, der „diese Richtung der Klopstock'schen Poesie eine verfehlte" nennt[3], und auf das von Heinrich Alt: „Doch fehlte es ihm (Klopstock) leider an jener gemüthlichen Popularität, die sich gern ein minder edles Wort oder Bild und einen minder richtigen Vers gefallen läßt, um nicht durch schulgerechte Verbesserungen die kräftige Einfalt und Innigkeit des Originals zu verlieren."[4] Leider haben wir es meines Wissens nie bis zu einem Klopstock gebracht!

Aber man wird sich eben doch an dieser Unebenheit stoßen, über

[1] Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***. Aus dem Französischen. WW. (Hempel) XXVII. 97.

[2] Gesch. d. poet. Nat.-Lit. IV. 177. [3] A. a. O. S. 511.

[4] Gesch. des christl. Jultus. S. 443.

jenen Reim stolpern, bei jenem altväterischen Ausdrucke zum Lachen geneigt sein. Aber, erwiedern wir, ist es denn zu viel verlangt, daß Kirchenlieder, besonders von so ehrwürdigem Alter, mindestens mit der Stimmungstiefe gesungen werden, womit wir einen „Prinz Eugenius", einen „Andreas Hofer" singen? Muß nicht dem alten Liede wenigstens ein eben so großes Maß von Archaismen erlaubt sein, als unsere modernen und modernsten Dichter sich in ihren Liedern erlauben? Wer hat sich denn je daran gestoßen:

Er sprach: „Das thu' ich nit!
Will sterben wie ich stehe,
Will sterben wie ich stritt!"

Da mag man denn auch wohl in einem alten Liede das „nit" dort wenigstens belassen, wo es sich des Reimes wegen ohne Veränderung nicht beseitigen läßt. Es wäre nicht schwer, mit Daransetzung einiger Zeit für die meisten beanstandeten Archaismen in unserem Kirchenliede ganz analoge aus neueren Dichtern und gerade aus den beliebtesten wie Uhland, Freiligrath u. a. beizubringen, etwa von Brentano: „Wenn and're Vögel schlafen sein", oder von Heine: „Es rührte sie so sehre", oder von W. Wackernagel: „Die Läuber an den Zweigen", oder von Arnim: „Wächst zusamm' für alle Stunden", oder von Tieck: „Mit Freuden er das sach." Es hätte Klopstock gewiß nichts gekostet, zu sagen: „Das Alte ist nicht mehr"; er sagt aber mit Absicht: „Das Alt' ist nun nicht mehr." Uhland konnte gewiß sagen: „Wenn man ihn fangen will"; statt dessen sagt er: „Wenn man ihn fahen will". Schlimmer sind auch die Härten unseres Kirchenliedes durchgängig nicht. Wenn nach denselben Grundsätzen, nach denen in unseren Gesangbüchern der poetische Tüncherquast gehandhabt worden, eine gebesserte Ausgabe deutscher Classiker gefertigt würde, so möchte ich das kritische Halloh im ganzen Lande hören. Möchte auch meinen Hals daran wetten und wagen, daß zwei Strophen, wie die beifolgenden, wenn sie in einem deutschen Kirchenliede gestanden, pflichtschuldigst emendirt worden wären:

Und neben uns wohnt Gretchen,
Doch die ist todt jetzund —
Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil du meine Herzenswund'!

Heil du mein krankes Herze,
Ich will auch spät und früh
Inbrünstiglich beten und singen:
Gelobt seist du, Marie!

Nun hat aber das Heinrich Heine geschrieben in dem echt volksthümlichen Liede: „Die Wallfahrt nach Kevelaer".

Ähnlich Scheffel im „Trompeter von Säckingen":

> Alt Heidelberg du feine,
> Du Stadt an Ehren reich,
> Am Neckar und am Rheine
> Kein' andre ist dir gleich.

Wenn wir denn in unseren modernen Liedern mit Vorliebe nicht nur den Ton des alten Volksliedes, sondern auch seine charakteristischen Wendungen und archaistischen Ausdrücke affectiren, wie thöricht, dieselben dort, wo sie unendlich berechtigter sind — in dem alten Liede — sorglichst zu emendiren!

Und wenn wir nun gar unsere Gesangbücher mit denen unserer evangelischen Zeitgenossen vergleichen wollen: wie viele Archaismen und Unebenheiten finden sich in ihren älteren Liedern bis heute. Mir ist gerade ein Programm des Neubke'schen Gesangvereins zur Hand, woraus ich sehe, daß er z. B. die folgende Gerhardt'sche Strophe ganz im Urtexte singt:

> Du edles Angesichte,
> Vor dem sonst schrickt und scheut
> Das große Weltgerichte,
> Wie bist du so bespeit!
> Wie bist du so erbleichet,
> Wer hat dein Augenlicht,
> Dem sonst kein Licht nicht gleichet,
> So schändlich zugericht't!

Ist denn unser Bürger und Bauer so viel abgerundeter an seinen Ohren? Oder sind es nicht einzig allein die Liedbesserer selbst, die sich stoßen, weil sie wohl Sinn für Reime, aber nicht für Poesie haben? In der That wird sich das eigentliche Volk am allerwenigsten an solchen altmodischen Redearten, Wortformen, Elisionen u. dgl. stoßen, die zum großen Theile bis heute unter ihm gang und gebe sind. Die liebe Jugend aber wird ja heute so aufgeklärt, daß sie wohl auch hierüber mit einem Wörtchen aufgeklärt werden könnte. Und was ist denn auch verloren, wenn sie anfänglich ein paar Mal lacht; lacht sie nicht hierüber, so wird sie über etwas Anderes lachen, und wir wären übel daran, wenn wir das Alles abthun müßten.

Alles in Allem ist diese Sucht, alles Rauhe am Kirchenliede abzuschleifen, nicht mehr und nicht weniger als ein Document von sehr wenig Geschmack, aber sehr viel Engherzigkeit.

Nicht einmal im Scandiren sollte man es beim Volksliede so genau

nehmen wollen. Es ist gar nicht schlimm, wenn einmal eine jambische oder trochäische Thesis in eine Doppelkürze sich spaltet. Das ist im Gegentheile so recht im Geiste der germanischen Poesie, für die es lange und kurze Silben gar nicht gibt, die nur von betont und unbetont weiß und beim Scandiren nur ihr Ohr befragt, aber nicht an den Fingern zählt, die ihren göttergleichen Schritt sich nicht in steife Soldatenmanier zwängen läßt, sondern stets freie Beweglichkeit geliebt hat, von dem Dichter der Nibelungen bis auf Eichendorff und Heine. Der Engländer schreibt noch heute keine drei Liedzeilen, ohne daß seine Muse nicht ein- oder zweimal aus der Linie hüpfte, was die Anmuth nicht stört, sondern vermehrt. Auch weiß das Volk recht gut und instinctiv seine Noten danach zu zerlegen, auch unser deutsches Volk, wie es im „Prinz Eugen" zeigt. So schrieb schon 1602 Beuttner, „der Zeit im Fürstenthum Steyer Schulmeister und Kirchendiener", in seiner Vorrede: „Wo viel Text vnd zu wenig Noten, Item wozu viel Noten und wenig Text wären, so kann man die Noten gantze vnd halbe Schläg von einander theylen, oder die Schwartzen und halbe Schläg zu gantzen machen, vnd den Text fein drunter applicieren." Das lautet, in die Sprache des neunzehnten Jahrhunderts übersetzt, etwa wie die folgende Anmerkung, die J. P. Lange zu einem Liede von Decius macht: „Da dieses Lied, wenn es nach der gewöhnlichen strengen Silbenzählung behandelt wird, ungewöhnlich viele Elisionen hat, so habe ich es als ein Beispiel benutzt, woran ich glaubte zeigen zu können, welche Freiheit und welche freien Schwünge die Form des Kirchenliedes anzustreben habe. Die Kirchenmusik wird auf die rhythmischen Schwünge, diese Stromschnellen des Gefühls, zurückkommen müssen, da sie eine unveräußerliche Ausdrucksweise des Gemüthes sind. Soll denn der streng gemessene Marsch der Streiter Christi nicht auch wieder zum freien Reigen der Töchter Sions werden?" [1] Raum für Alle hat die Erde, warum nicht auch für diese paar Silbchen!

Es braucht aber der Arzt am Kirchenliede noch eine andere Qualität, und das ist die Selbstverläugnung. Es wäre oft nichts leichter, sich von einigen schönen Liedstrophen anregen zu lassen, um dann mit weit weniger Mühe selbst weiter zu dichten. Ich will gar nicht in Abrede stellen, daß sich so mitunter etwas Besseres erzielen ließe. Dennoch muß sich hier der Umdichter abtödten, nicht sich suchen und singen, sondern was Andere vor ihm gesungen haben, nicht bauen, sondern renoviren; dazu ist er ein-

[1] Deutsches Kirchenlieder buch. Zürich 1842. S. 74 u. f.

mal gedungen. Oder wer würde sich nicht für einen Architekten bedanken, der eine alte Kirche, die er zur Renovation übernommen, contractwidrig so umbaute, daß sie etwas völlig Anderes würde? Und wenn Jeder so thun wollte nach dem schönen Spruch von des Einen Recht und des Andern Billigkeit? Eine mehr als babylonische Verwirrung müßte die Folge sein. Die einzig angehende feste Norm, die sich, soweit nur immer möglich, subjectivem Belieben entzieht, ist die: Nur da geändert, wo ohne Änderung absolut nicht auszukommen.

Dieß erste Grundgesetz immer vor Augen, werden wir finden, daß einige Lieder mehr, andere weniger der Änderung bedürfen. Bei einigen sind Texte selbst aus früher Zeit so, daß wir kaum ein oder das andere Wort zu ändern haben; ich verweise nur auf das Lied: „Es kam ein Engel hell und klar", und vor Allem auf das andere: „Es ist ein Ros entsprungen"; andere Lieder sind nach ihrem ganzen Wesen uns sprachlich fremder, härter, bringen mehr Wendungen und Ausdrücke, die uns nicht mehr zu Gehör wollen. Man vergleiche z. B. mit den beiden genannten das Lied: „Aus hartem Weh klagt menschlich's Gschlecht", und man wird diesen Unterschied mit Händen greifen.

Leichter als eine durchgreifende Abänderung ist, glaube ich, eine Auslassung, eine Kürzung zu gestatten, wenn, wie bisweilen der Fall, das Lied dadurch, statt zu verlieren, gewinnt. Dieß wird der Fall sein bei Liedern, in welchen sich eine unangenehme Weitschweifigkeit bemerklich macht, indem sie, ähnlich den syrischen Hymnen, nicht müde werden, denselben Gedanken immer und immer wieder hin und her zu wenden und zu variiren. Ein Beispiel ist das 35 Strophen zählende Lied des H. J. Sober (Kehrein II. Nr. 398), der Gnadenmutter von Einsiedeln gesungen, zum ersten Male gedruckt zu Freiburg im Üchtland Anno 1598 unter dem Titel: „Ein sehr schön new geistlich Lied und Lobgedicht von unserer lieben Frawen Maria .. In der weiß: In dich hab' ich gehoffet Herr." Ich glaube, daß die unübertroffene Schönheit und Lieblichkeit dieses Liedes durch eine Auswahl und theilweise Umstellung der besten Strophen erst recht an den Tag treten dürfte, etwa wie folgt:

Ein Jungfrau zart von edler Art,
Ihr's Gleichen nie gesehen ward,
Hat mir mein Herz umfangen,
Hält mich in Haft mit Liebeskraft,
Zu ihr steht mein Verlangen.

Vor Gott ist ihr kein Engel gleich,
Das himmlisch Heer in Gottes Reich,

Die Auserwählten alle,
Sie stehn bereit in Dienstbarkeit,
Zu loben sie mit Schalle.

Sie ist ein Kön'gin wohlgethan
Des Himmels und des Erdenplan,
Ein Trost und Hülf' der Armen;
Wer in Geduld begehrt ihr' Huld,
Dess' will sie sich erbarmen.

Sie liebet mich aus Herzensgrund,
Gegrüßt sei sie zu aller Stund;
Möcht' ich ihr' Huld erwerben,
Die sie mir send' an meinem End,
So will ich fröhlich sterben.

Von ihr will ich nicht lassen ab,
So lange ich dieß Leben hab',
In allen meinen Leiden,
In Angst und Noth bis in den Tod
Wird sie von mir nicht scheiden.

Maria du viel reine Maid,
Du Mutter der Barmherzigkeit,
Woll' du mich nicht ausschließen;
Bitt für mein' Sünd' dein liebes Kind,
Laß mich der Treu' genießen.

Zuletzt wann heim die Seele geht,
Der arge Feind mir widersteht,
Mich will der Sünd' verklagen,
Maria mild sei du mein Schild,
So will ich nicht verzagen.

Die zweite Anforderung an eine Textverbesserung, die wir weiter oben stellen mußten, war die, daß, wo immer eine Veränderung unumgänglich erscheint, dieselbe in möglichst schonender Weise und so ausgeführt werde, daß auch das geschärftere Auge nicht sofort den aufgenähten Fleck erkenne. Das ließe ja bei einem schönen Liede ebenso häßlich, wie ein Pflaster in einem schönen Antlitz. Mit andern Worten, es muß die Änderung möglichst im Stile des Originals gehalten sein, sowohl was den Gedanken, als auch was den Gedankenausdruck, ja selbst die einzelne Wortform betrifft. Hat man sich einmal in den alten Liederton hineingelesen und gelebt, dann dürfte das nicht schwer fallen, sondern sich wie von selbst ergeben. Es wird dann geradenwegs zur Unmöglichkeit, einen modischen, geschniegelten oder abgezogenen Ausdruck dort anzubringen,

wo er eine ähnliche Figur machen müßte, wie etwa ein liberaler Stadtverordneter mit Frack und Brille unter den patres conscripti oder in einer mittelalterlichen Schöffensatzung.

Es wird nicht leicht ein zweites Lied sein unter denen, die einer Wiederbelebung fähig und würdig sind, das hierzu einer so eingreifenden Veränderung benöthigte, als der sog. geistliche Jäger. Ursprünglich die geistliche Umdichtung eines weltlichen, noch dazu nichts weniger als erbaulichen Liedes „von drei Dirnlein“, mochte es trotz der guten Absicht, Schlechtes zu verdrängen und unschädlich zu machen, gerade dadurch auch selbst anstößig werden; nicht etwa, weil die Melodie eines Liebesliedes nicht in die Kirche paßte — denn der damalige Volksliederton hatte sich, wie schon oben bemerkt, so wenig von dem dominirenden Ton des Kirchengesanges zu emancipiren verstanden, daß, wer jene Volksweisen ohne die entsprechenden Texte hört, eher meinen möchte, ein Kirchen- denn ein Liebeslied zu hören —, sondern weil nur zu oft geschehen mochte, was u. A. den Psalmenübersetzer Gundelwein darüber zu klagen veranlaßte, „daß man so viele geistliche Texte auch wohl über Buhlerlieder-Melodien aus des Valentin Hausmann u. A. Cantionibus dichte, die in der Kirche gesungen würden, wo denn manches Weltkind oft den weltlichen Text, der ihm besser bekannt ist, wenigstens im Herzen mitsinge und sich unterm Schein der Andacht weidlich erlustige“ [1]. Das Lied von den „drei Dirnlein“ so gut wie sein geistliches Konterfei sind beide längst aus dem Volksmunde verschwunden. So wenig Grund wir haben, das Erstere zu bedauern, so beklagenswerth ist es, daß das Lied in seinem klerikalen Röcklein, das ihm so wohl zu Gesichte stand, keinem freundlicheren Schicksale begegnete. Denn nicht nur wird die Weise von Severin Meister mit Recht eine „reizende“ genannt [2], sondern es ist auch der Text ein Muster echter Volksthümlichkeit, dem man es auf den ersten Blick ansieht, daß er nicht von irgend einem moralischen Volksfreunde hinter dem Studirtische geschmiedet worden, sondern seine lebenskräftigen Wurzeln im Leben des Volkes selbst hatte.

Wir müssen deßhalb versuchen, den Jäger wieder in einen schlichten Engel zu verwandeln, ohne dabei den Eigenthümlichkeiten des Liedes zu nahe zu treten. Es geht das auch wirklich leichter, als sich zu Anfang vermuthen läßt. So mag hier das Lied seine Stelle finden als das

[1] Gervinus, a. a. O. III. 31.
[2] Das deutsche Kirchenl. I. S. 160.

Äußerste dessen, was an Umwandlung nöthig werden dürfte. Ich gebe den ursprünglichen Text nach Hölscher[1].





Es wollt ein Jäger jagen, Er jagt vom Himmelstron: Was begegnet ihm auf der Heiden? Maria die Jungfrau schon.	Es kam ein treuer Bote, Er kam von Himmelshöh'n: Wen fand er in dem Hüttlein, Maria, die Jungfrau schön.
Der Jäger, den ich meine, Der ist uns wol bekant: Er ist ein Engel feine, Gabriel ist er genant.	Der Bote, den ich meine, Der ist uns wohl bekannt: Er ist ein Engel feine, Ist Gabriel genannt.
Der Jäger blies sein Hörnlein, Es lautet also wol: Gegrüßt seystu Maria, Du bist aller Gnaden voll.	Er thät die Stimm erheben, Das lautet also wohl: Gegrüßt seist du, Maria, Bist aller Gnaden voll.
Gegrüßt seystu Maria, Du edle Jungfrau fein, Dein Leib der soll geberen Ein kleines Kindelein.	Gegrüßt seist du, Maria, Du edle Jungfrau fein, Dein Leib der soll gebären Ein kleines Kindelein.
Dein Leib der soll geberen Ein Kindlein ohn alle Mann, Der Himmel und auch Erden Einsmals bezwingen kann.	Dein Leib der soll gebären Klein Kindlein ohne Mann, Das Himmel einst und Erden Mit Macht bezwingen kann.

[1] Das deutsche Kirchenl. vor d. Reform. Münster 1848. S. 189.

Maria die vil reine Fiel nider auf ire Knie, Dann sie bat Gott vom Himmel, Sein Will geschehen sey.	Maria, die viel reine, Fiel nieder auf ihre Knie', Dann bat sie Gott vom Himmel: Dein Will gescheh' allhie.
Sein Will der soll geschehen Ohn sonder Pein und Schmerz: Do empfing sie Jesum Christum In ir jungfräulich Herz.	Sein Will der soll geschehen Ohn' Pein und sonder Schmerz: Da nahm sie Jesum Christum In ihr jungfräulich Herz.

Es läßt sich an diesem Beispiele nachweisen, von welcher Wichtigkeit es ist, unter den vorhandenen Texten denjenigen auszuwählen, der unseren jetzigen Bedürfnissen am weitesten entgegenkommt, oder doch, wenn man den ältesten Text zu Grunde legen will, statt eigener zunächst jene Änderungen anzubringen, die sich im Laufe der Zeit, als das Lied noch im Munde des Volkes lebte, von selber gemacht haben.

Eine Zusammenstellung verschiedener Texte dieses Liedes hat Hoffmann (Nr. 234) vorgenommen. Hätten wir von diesen Texten nur den des Nikolaus Beuttner'schen Gesangbuchs, so müßten wir auf eine Herübernahme des Liedes in unsere Gesangbücher wohl verzichten. Es lautet nämlich dort das Lied also:

Es wolt gut Jäger jagen,
Wolt Jagen im Himmelsthron:
Was bgegnet ihm auff der Heyden?
Maria die Jungfraw schon.

Der Jäger den ich meine,
Der ist uns wohl bekannt,
Er jagt ein edles Einhorn,
St. Gabriel ist er's genannt.

Er führt in seinen Händen
Vier Windspiel schnell und leis;
Das erst grau, das ander leibfarb,
Das dritt war falb, das viert schneeweiß.

Das bedeut Gerechtigkeit, Wahrheit,
Barmherzigkeit und Fried;
Das Einhorn ist Herr Jesus Christ,
Der unser Heiland ist.

Er jagt das edle Einhorn
Mit seinen Windspiel groß,
Er jagt's gar säuberlichen
Mariä der Jungfrau in d'Schooß.

Dieß ist nun allerdings von allen Texten derjenige, der kunstgeschichtlich am interessantesten, weil der ausführlichste Commentar zur Jagd des

Einhorns ist, wie wir sie z. B. auf dem Altare von Mariä Krönung und St. Thomas aus der ehemaligen hamburgischen Domkirche dargestellt finden [1]. Ich möchte ihn auch nicht ohne Weiteres mit Wackernagel (II. S. 913) als eine spätere Bearbeitung bezeichnen; denn obschon Körner diesen Text nur aus der Auflage Beuttners von 1718 schöpft und uns auch die ältere Ausgabe desselben nur bis 1660, höchstens bis 1602 zurückführt, während die obige Lesart schon in Einzeldrucken des 16. Jahrhunderts vorkommt, scheint mir letztere nur eine Abschwächung der Beuttner'schen zu sein, deren allzu waidmännischer Apparat das Lied doch auch dazumal etwas unpassend erscheinen ließ.

Der Text Hölschers nun macht es möglich, noch weniger zu ändern, weil er die zweite Strophe in einer Fassung bietet, die wir mit Änderung nur eines Wortes ohne Weiteres hinübernehmen können, was wir mit der zweiten Strophe bei Kehrein, Hoffmann, Körner u. s. w. nicht könnten. Sie lautet nämlich hier sonderbar genug also:

Der Jeger, den ich meine,
der ist euch wohl bekannt,
er jagt mit einem Engel,
Gabriel ist er's genannt.

Nach dieser Lesart hatte ich bereits früher die Strophe dahin umgeändert:

Der Engel, den ich meine,
Der ist euch wohlbekannt,
Er steht an Gottes Throne,
Ist Gabriel genannt.

Durch Zugrundelegung des Hölscher'schen Textes werden wir somit von einer ganz überflüssigen Correctur bewahrt. Ein ähnliches Vergleichen der alten Texte dürfte noch in manchen anderen Fällen dieselbe wohlthätige Wirkung haben. Darum ist es vom höchsten Nutzen, den ältesten Text eines Liedes, auf den immer recurrirt werden sollte, bis dort hinab zu verfolgen, wo er aus den Gesangbüchern verschwindet, oder zum Behufe ferneren Verbleibs verballhornisirt wird, um aus den eingetretenen Veränderungen diejenigen, die es verdienen, verwerthen zu können. So viel ich sehen kann, habe ich mit den hier entwickelten Grundsätzen kaum

---

[1] F. Söter, Die ehemalige St. Marienkirche oder der Dom zu Hamburg. Hbg. 1880.

[2] Sollte dieß eine ungeschickte Verbesserung sein für: Er jagt mit einem Windspiel? Das würde obige Vermuthung bestätigen.

etwas aufgestellt, was nicht Bone's Cantate längst praktisch angewandt hätte. Da man aber von diesem nicht hat lernen, sondern es besser wissen und machen wollen, dürfte diese Auseinandersetzung von eminent praktischer Bedeutung sein. Hier ist der Kernpunkt, auf den Alles ankommt. Bäumker weist, um die Möglichkeit eines allgemeinen deutschen Gesangbuches darzuthun, für die Text-Redaction einfach auf Bone's Cantate hin. Bis aber diese oder eine nach denselben Grundsätzen gearbeitete allgemein angenommen würde, bis dahin scheint noch ein weiter Weg. Denn wenn wir nunmehr dazu übergehen, mit obigen Normen die Behandlung zu vergleichen, welche die Reste alter Lieder in unseren Gesangbüchern — und ich betone abermals, in den besten — erfahren haben, so wird sich wie von selbst zeigen, daß diese von ganz anderen Anschauungen ausgingen. Dieselben haben, indem sie jeden minder vollkommenen Reim und jede sprachliche Härte, aber auch jeden nicht ganz alltäglichen Ausdruck zu entfernen emsig bemüht waren, an diesen Liedern einen sehr starken poetischen Aderlaß vorgenommen. Dieß Verfahren ist so allgemein, daß wir in der Illustration desselben an einzelnen Beispielen uns auf eine geringe Auswahl beschränken können. Es werden diese Nachweise nebenher einige Streiflichter auch auf die wunderbare Mannigfaltigkeit in unseren Gesangbüchern werfen und den schon mehrfach laut gewordenen Wunsch nach einem mehr einheitlichen Gesange insofern als durchaus gerechtfertigt erscheinen lassen, als ganz und gar nicht abzusehen, warum der eine Ballhorn sollte besser gearbeitet haben als der andere.

Wir wollen den Anfang machen mit einem alten Adventsliede, das sich gottlob noch in manchem Gesangbuche erhalten hat. „Aus hartem Weh die Menschheit klagt", so beginnt diese herrliche Liedballade, von der Hoffmann (Nr. 221) den ursprünglichen Text gibt. Vergleichen wir damit die Texte unserer rheinischen Kurstifte, und lassen wir, da leider Mainz bei diesem Liede nicht mitsingen will, Münster seine Stelle vertreten. Die drei werden uns schon eine hinreichende Abwechslung bieten. Man braucht nur eine beliebige Zeile zu wählen und zu vergleichen. Im Originale hebt die zweite Strophe also an:

„Der Vater hört die große Klag."

Singt nun Münster, so hört der Vater ein Angstgeschrei; singt Köln, so hört er ein Klaggeschrei; singt Trier, so hört der dreimal Heilige den Ruf; in Köln hört er die armen lieben Kinder, in Münster die schwerbedrängten Kinder, Trier weiß an dieser Stelle mit Recht von

keinerlei Kindern. Sonst aber entfernt sich gerade der Trierische Text von dem alten am allermeisten, und wir wollen deßhalb diese beiden vergleichsweise einander gegenüberstellen. Nun lies, geneigter Leser, und koste zuerst das ganze alte Lied, und dann lies das neue, und dann magst du daran gehen, das Einzelne zu vergleichen, eher nicht.

1. Aus hertem wee klagt menschlichs gschlecht, Es stund in grossen sorgen: Wann kompt der uns erlösen möcht? Wie lang ligt er verborgen? O Herre Gott sich an die not, Zerreiß des Himmels ringe, Las dich wecken dein einigs wort, Vnd laß ihn herabdringen Den trost ob allen dingen.	Es lag die Welt in hartem Weh Und seufzt' in bangen Sorgen: „Wann kommst du, Retter aus der Höh', Wie lang bleibst du verborgen? Sieh an den Jammer, großer Gott, Thu auf des Himmels Pforte, Laß dich bewegen unsre Noth Nach deinem ew'gen Worte Von dem verheiß'nen Horte."
2. Der Vatter hört die grosse klag, Thet sich nit lang besinnen, Des heiligen Geistes rath er pflag: Wie thet wir diesen dingen? Vnd solt das Volk verloren sein, Leiden so gros elende? Eh schicke ich den Sohne mein, Der kann mir kummer wenden, Ein Boten thet er senden.	Der dreimal Heil'ge hört den Ruf Und geht mit sich zu Rathe, Wie einst, als er den Menschen schuf, Beschließt das Werk der Gnade: „Nicht soll mein Volk verloren sein, Das zu mir hebt die Hände!" Da tritt der Sohn als Mittler ein, Daß ihn der Vater sende Und er den Jammer wende.
3. Sanct Gabriel ein Engel fein Der stund bei Gott dem Vater, Er sprach: du solt der Botte sein, Thu dich nicht lang berahten, Vnd fahr hin zu der reinen Mayd, Die mir thut wohlgefallen, Sie ist mit tugent wol bekleidt Vnd liegt mir ob in allen, Grüß mirs mit reichen schallen.	Und vor dem Thron stand Gabriel, Der Geist voll Gottesstärke; Als Boten wählt Emmanuel Ihn zu dem großen Werke Und spricht: „Eil hin nach Nazareth Zu jener Jungfrau Hütte, Die [1] um der Menschheit Rettung fleht In sehnsuchtsvoller Bitte, Geziert mit reiner Sitte."
4. Durch dwolcken trang der Engel zhand, In schnelliglicher eyle, Mariam die Jungfraw er fand In einer kurtzen weile. Er sprach: Aue, gnaden vol, Du solt gar nit erschrecken: Der menschlichs gschlecht erlösen sol, Wil sich zu dir verstricken In einem augenblicke.	Und durch das weite Weltgebiet Fliegt Gabriel in Eile; Der heil'gen Jungfrau Hütte sieht Er drauf nach kleiner Weile Und tritt zu ihr hinein und spricht, Wie Gott ihm aufgetragen, Erkläret ihr, was dieß Gesicht Und Gottes Rathschluß sagen, Und scheucht ihr banges Zagen.

[1] Wer ist es denn nun eigentlich, die Jungfrau oder die Hütte?

5. Maria sah den Engel an,
Gar lieblich thet sie jehen:
Ich hab erkant nie keinen Man,
Wie sol es dann geschehen?
Der Engel sprach: Glaub du mir,
Die gnad wird dich umbschatten.
Maria sprach aus hertzens gir:
Mir gscheh nach deinen worten.
Die Gottheit das erhorte.

* * *

6. Alßbald sie ihren willen gab,
Der Vater das erhorte:
Gott ließ sich bald in dmenschheit herab,
In kindes weis er worckte:
Der heilig geist sie auch umgab,
Da ward die Jungfraw schwanger.
Es hat gewert fünff tausent Jahr,
Die vorhöll hat umbfangen,
Nach im stund ihr verlangen.

Es fügte nun die Jungfrau sich
In Gottes heil'gen Willen,
Und was beschlossen ewiglich,
Begann sich zu erfüllen.
Umschattet von dem heil'gen Geist
Hat sie das Kind empfangen,
Das Sohn des Allerhöchsten heißt,
Durch den aus Todes Bangen
Zum Leben wir gelangen.

7. Also hat sie den Gottes Sohn
In keuschem leib empfangen,
Hat ihn getragen keusch und rein
Neun Monat also lange,
Hat in geborn von hoher art
Zu Bethlem in der schewre,
Der ewig Gott veriunget ward,
Als Fenix in dem fewre,
Ist uns ein grosse stewre.

* * *

8. Drümb singen wir dis lobgesang
Der Mutter Jesu Christi,
Das sie durch ihr vorbit erlang
Unser leben zu fristen,
Auch bey unserem ende sein,
Wann wir nun leiblich sterben,
Helffen verhüte der helle pein,
Ihres kindts huld erwerben,
Auff das wir nicht verderben.

Drum singen wir den Lobgesang
Der Jungfrau voll der Gnade
Und flehn zu ihr aus Herzensdrang
Auf unserm Pilgerpfade:
Sie möge uns zur Seite sein,
Wenn wir des Todes sterben
Uns schützen vor der Hölle Pein,
Des Sohnes Huld erwerben,
Auf daß wir nicht verderben.

Quomodo obscuratum est aurum, mutatus est color optimus! Oder um unsere Gefühle in ein moderneres Gewand zu kleiden:

„Manches lyrische Blümlein kneipte die Scheere zu Tod!“

Oder ist hier nicht mehr als Ramler? Ist nicht dieß arme Lied anzuschauen wie ein „Mädchen aus der Fremde“, das man in einen Reifrock gesetzt und das nun als wandelnde Kaiserglocke die Straßen unsicher macht?

Das Kölnische Gesangbuch, das seinen Text aus Bone's Cantate

entlehnt, macht aus der neunzeiligen Strophe eine achtzeilige, deren letzte Reihe dann im Gesange wiederholt werden muß. Warum das geschehen, da die Melodie dazu keinerlei Veranlassung bietet, ist nicht abzusehen; am Texte werden durch diese Freiheit allein fast in jeder Strophe erhebliche Änderungen nöthig, für die ein innerer Grund nicht vorliegt und die daher den Wunsch, das Alte nach besten Kräften zu schonen, leider vermissen lassen.

Das Münster'sche Gesangbuch hat offenbar den Kölner Text vor Augen gehabt und hat denselben, mit dem Original in der Hand, etwas zurückgedreht. Zunächst hat es mit richtigem Takte die neunte Verszeile wieder hergestellt und sich auch sonst in einigen Wendungen enger an den Urtext angeschlossen. Dafür weicht es in anderen um so weiter ab und endet schließlich damit, die schöne Schlußstrophe zu unterdrücken.

Im Unterdrücken ist aber die „Cäcilia“ am weitesten gegangen, indem es ihr — Alles des lieben Raumes wegen — gelungen, beinahe das ganze Lied als Ballast über Bord zu werfen, dafür aber, indem die Antwort der Mutter Gottes (vgl. Strophe 6 des Originals) merkwürdiger Weise dem Sohne in den Mund gelegt wird, den Anfang gleich mit dem Ende zu verbinden, ähnlich wie unsere Maler „neugebornen Seraphim“ zu thun pflegen, denen außer einem Lockenköpfchen nur so viel Flügel gelassen wird, daß die Phantasie dahinter einen beliebigen Abschluß vermuthen kann. Der Originaltext ist dabei nicht berücksichtigt, sondern aus den Texten von Köln und Münster ein dritter combinirt, der von Köln das Klaggeschrei, von Münster die schwerbedrängten Kinder bezieht, aber auch späteren Literarhistorikern ein gut Stück neue Lesarten vorbereitet.

Es ist ja gewiß, daß manche Lieder zu lang sind, um bei jeder Gelegenheit ganz gesungen zu werden; allein Abkürzen darf doch nun und nimmer ein Abschlachten werden. Vor Allem muß doch überlegt sein, ob ein Lied eine Abkürzung auch verträgt, was in der Regel bei erzählenden Liedern, wie dieses, nicht der Fall sein wird. Solche Lieder müssen entweder ganz oder gar nicht aufgenommen werden. Würde dann die Andacht durch das Absingen des ganzen Liedes über Gebühr ausgedehnt, so singe man ein anderes, dafür hat man ja eine Auswahl; für das lange Lied wird sich wohl auch eine Gelegenheit finden, wo man vielleicht froh ist, es zu haben.

So ein Lied, das auch das Kürzen nicht verträgt, ist das alte, vorreformatorische Weihnachtslied: „Es kam ein Engel hell und klar.“ Ja hell und klar, als wäre es ein Lied von Engelslippen, so ist dieser schlichte

Sang aus dem Volke. Zunächst soll hier wieder das Lied mit einer seiner Bearbeitungen confrontirt werden. Es ist das bei scheinbarer Länge noch immer der kürzeste Weg, um sich darüber klar zu werden, wie es eigentlich augenblicklich mit unserem Volksgesange steht. Ich wähle dazu wiederum den Trierer Text, als auf der äußersten Linken befindlich; habe dann auch nicht nöthig, auf den zurückzukommen.

Es kam ein Engel hell und klar
Von Gott auffs feldt zun Hirten dar,
Der war gar sehr von hertzen fro,
Vnd sprach frölich zu jhn also:

Von Himel hoch da kom ich her,
Ich bring euch viel der gutten mähr,
Der gutten mähr bring ich so viel,
Davon ich singen und sagen will.

Der Herre Gott im höchsten Thron
Hat euch gesandt sein lieben Sohn,
Der ist euch heut ein mensch geborn
Von einer Junckfraw außerkorn.

Zu Bethleem in Dauids Stadt,
Wie euch die Schrifft hat lang gesagt,
Das ist ewr Heyland Jesus Christ,
Drumb fürcht euch nicht zu dieser Frist.

Das new geborne Kindelein,
Das ligt in einem krippelein,
Mit windeln ist es eingehült,
Der alle ding mit krafft erfült.

Darnach kam baldt ein grosse schar
Der lieben Engel hell und klar,
Die sungen gar ein schönes Liedt
Vnd frewten sich gar hertzlich mit.

Sie sprachen: Gott sei preiß und danck
Dem singen wir den Lobgesang,
Denn Menschen sey auff erden fried,
So solchs auch wol gefellet mit.

Die Hirten gingen allgemein,
Vnd suchten dieses Kindelein,
Sie fundens, wie der Engel sagt,
Mit Maria der reinen Magdt.

Biß willkommen du kindlein zart,
Wie ligstu so elend und hart,
Du König Schöpffer aller ding,
Halt dich dein volck so gar gering?

Es kam ein Engel hell und klar
Vom Himmel zu der Hirten Schaar;
Sie bebten vor dem Gotteslicht,
Er aber sprach: O fürchtet nicht!

Wißt, großes Heil verkünd' ich euch,
Der Sohn des Höchsten ward euch gleich:
Geboren ist in Davids Stadt
Er, der des Lebens Fülle hat.

* * *

* * *

* * *

Er spricht's, entschwebt und ihn umringt
Ein strahlend Chor, das Gott lobsingt;
Es jauchzt der Himmel sel'ges Heer:
Gott in der Höhe, Gott sei Ehr'.

Und Frieden auf der Erde hier
Für alle Menschen für und für
Die eines guten Willens sind
Durch deinen Segen, göttlich Kind!

Anbetend stammeln ihren Dank
Die Hirten in den Preisgesang,
Erheben freudig sich und geh'n
Nach Bethlehem, ihr Heil zu seh'n.

Wir wollen uns des Heilands freu'n
Und Gott von Herzen dankbar sein,
Den Sohn verehren, lieben ihn,
Der uns zum Trost als Mensch erschien.

Hastu denn sonst kein herberg hie,
Das du must liegen bei dem vihe,
Dein küßlein ist ein dürres graß,
Daruon das rind und esel aß.

* * *

Der sammet und die seide dein
Sind gar geringe windelein,
Wie ist die gburt so arm und schlecht,
Doch sagt uns zwar der Engel recht.

* * *

Der wirdt soll haben keine rast,
Denn du bist ja der höchste gast,
Er soll dir reumen stub und saal,
Mit seinen gesten allzumal.

* * *

O liebes Kindlein bloß und arm,
Dich unser aller heut erbarm,
Wir wollen dir auch hulden gern,
Als unserm rechten Christ und Herrn.

O liebes Kindlein bloß und arm,
Dich unser Aller heut erbarm,
Wir wollen dir auch dienen gern
Als unserm rechten Christ und Herrn.

Das volck hat sich verwundert sehr,
Da sie vernamen solche mehr,
Vnd Maria die mutter sein
Behielt die wort im hertzen rein.

* * *

Das edle Kindlein tewr und werdt
Helff uns auch itzt auff dieser Erdt,
Das wir recht feyren sein geburt,
Vnd uns hier frewen hie und dort.

* * *

Wir wollen frölich singen gleich
Dem Kindlein aller gnaden reich
Ein newes Lied und Lobgesang
Vnd sagen jm von hertzen Danck.

* * *

Mach wir dem Kind ein Wiegelein
In unser Hertz und glauben rein,
Vnd beten ihm in Geist und sinn,
So singn wir recht das Sausenin.

* * *

Gelobet sey der höchste Gott,
Der uns so hoch geliebet hat,
Dem singen wir mit innigkeit
Lob preiss und danck in ewigkeit.

* * *

Es wird wohl Niemand dieß Liedchen lesen, ohne es von Herzen lieb zu gewinnen. Gilt es aber, diese Perle in eines unserer modischen Gesangbücher aufzunehmen, dann scheint — soll ich sagen als oberstes Gesetz der Schönheit oder als eiserner Schicksalsspruch? — eine böse Sieben über seinem Haupte zu schweben: Sieben Strophen und keine mehr! Das

einzige Mainzer Gesangbuch überschreitet diese Zahl und wagt es, nach dem Vorgange des Cantate 13 Strophen beizubehalten. Warum diese unnachsichtlichen Streichungen gerade an diesem süßesten aller Weihnachtslieder vorgenommen sind, während andern unendlich mehr Raum zugestanden wird, wer vermag's zu sagen? So sind z. B. Nr. 89, 104, 118 des Trierer Gesangbuchs alle länger, als dieß Lied in seiner ganzen Vollständigkeit sein würde.

Wie unglücklich dann oft abgeschnitten wird, zeigt Nr. 21 des Kölnischen Gesangbuchs. Da heißt es z. B. Strophe 5:

Die Hirten drauf nicht säumten mehr,
Sie suchten, wo das Kindlein wär'
Und fanden's bald im Stalle dort,
Und Alles nach des Engels Wort.

Nun hat aber dasselbe Gesangbuch oben Strophe 2 dem Engel sofort den Mund verhalten, daß er auch nicht ein Sterbenswörtlein mehr hervorbringen mochte als dieß:

Geboren ist in Davids Stadt
Er, der des Lebens Fülle hat.

Von all' den Zeichen, daran das Kindlein sollte erkannt werden, von der Jungfrau in dem Stalle, von dem Kripplein und den Wickeln, hat der arme Engel nichts sagen dürfen. Aber Strophe 5 hat der Gesangbuchsdichter die Vergewaltigung des Engels schon wieder vergessen und schreibt:

Und fanden's bald im Stalle dort
Und Alles nach des Engels Wort.

Das ist übrigens Schicksalsrache, da zu diesen verhängnißvollen Versen im Original weder Vorbild noch Veranlassung vorhanden ist. Hätte der dichterische Unbekannte Bone's Cantate, das er ja gekannt und benutzt hat, nicht verbessern wollen, dann wäre ihm das nicht passirt. — Ja, aber warum muß dort auch gerade diese Strophe so altväterlich aussehen, so konnte ich sie doch nicht lassen?

Die Hirten gingen allgemein
Und suchten dieses Kindelein;
Sie fanden's, wie der Engel sagt,
Mit Maria, der reinen Magd.

Wie man sieht, eine kleine Unregelmäßigkeit der Factur ist an Allem Schuld, noch dazu eine, die sehr leicht zu beseitigen war ohne so radikale Änderung. Ich will noch hinweisen auf die Bearbeitung dieses Liedes

im Freiburger Gesangbuch. Es ist eines von jenen zweien. Damit der Leser nicht vergeblich suche, so lautet die erste Strophe:

Es kam die gnadenvolle Nacht,
Die uns den hellsten Tag gebracht.
Wie freute sich der Engel Schaar,
Da Gottes Sohn geboren war!

Da ist noch ein anderes altes Weihnachtslied, und zwar eines, das den Vorzug hat, kurz zu sein. Wir müssen doch einmal Umschau halten, wie ihm die Schicksalssterne sich stellten. Es ist das Lied: „Gelobet seist du, Jesu Christ.“ Münster ist es trotz alledem noch zu lang gewesen; es hat den eigentlichen lyrischen Kern des Liedes herausgebrochen und sich's mit den paar Anrufungen genügen lassen, die Anfang und Schluß desselben bilden, jetzt aber in der Luft hängen, weil sie in jenem ihre Motivirung hatten. Dem Original zur Seite Kölner Text (Nr. 26):

Gelobet seistu Jesu Christ
Daß du Mensch geboren bist
Von einer Jungfraw rein und klar,
Des frewet sich die Engelschar.

Des ewigen Vatters einig Kind
Jetzt man in der Krippen findt,
In unser armes Fleisch und Blut
Verkleydet sich das ewig Gut.

Den aller Welt kreyß nie beschloß,
Der ligt Mariä in der schoß,
Er ist ein Kindlin worden klein,
Der alle Ding erhelt allein,

Das ewig Liecht scheint da herein
Vnd gibt der Welt ein newen schein,
Es leucht wol mitten in der Nacht,
Diß liecht hat vns das Kindlin bracht.

Auff Erden ist er kommen arm,
Damit er unser sich erbarm,
Vns in dem Himmel machet reich
Vnd seinen lieben Engeln gleich.

Das hat er alles vns gethan,
Sein grosse Lieb zu zaygen an,
Des frewet sich alle Christenheit
Vnd dank im das in ewigkeit.

Gelobet sey die Jungfraw zart,
Von der Christus geboren ward,

Gelobt seist du, Herr Jesu Christ,
Daß du ein Mensch geboren bist
Von einer Jungfrau rein und klar,
Deß freuet sich der Engel Schaar.

Er, dessen Diener Engel sind,
Liegt in der Krippe als ein Kind,
In unser Fleisch und unser Blut
Verhüllet sich das höchste Gut.

Den nicht der Welten Kreis umschloß,
Der lieget in der Mutter Schooß,
Geworden ist ein Kindlein klein,
Der alle Dinge trägt allein.

Mit ihm erscheint ein neues Licht,
Das unsre Finsterniß durchbricht;
Es leuchtet hell zur Mitternacht
Das Licht, das uns das Heil gebracht.

Er ist zur Erd' gekommen arm,
Daß er sich über uns erbarm,
Und uns im Himmel mache reich
Und seinen lieben Engeln gleich.

Das Alles hat er uns gethan,
Um seine Lieb zu zeigen an;
Deß freuet sich die Christenheit
Und danket ihm in Ewigkeit.

Gelobt sei auch die Jungfrau zart,
Von der das Kind geboren ward

Vns armen Sündern all zu trost,
Das wir durch jene wurden erlost.

Gelobet sey der Engel schar,
Die auch bey der Geburte war,
Vnd sang dem kleinen Kindlein lob,
Auff Erd und auch im Himmel drob.

Nun bitten wir gar hertzigklich,
Das du vns wollest gnädigklich
An Leib vnd Seel gar wohl bewarn
Wann wir auss disem Elend fahrn.

Zum Trost uns armen Menschen all,
Die es erhebt vom Sündenfall.

Gelobet sei die Engelschaar,
Die Zeuge dieses Wunders war,
Und Gott im hohen Himmel pries
Und seinen Frieden uns verhieß [1].

* * *

Das St. Galler Gesangbuch hat in diesem Falle einen bedeutend besseren Text. Unglücklich ist nur der Verbesserungsversuch in Strophe 7:

Mit hellem Glanz strahlt in die Nacht,
Der uns zu Lichtes Kindern macht.

Um auch ein Beispiel des Gegentheils, d. h. einer übel angebrachten Erweiterung zu haben, suche der Leser nach dem Liede: „Es ist ein' Ros' entsprungen". Er wird es nicht allzu häufig finden; wo er es aber findet, wird er statt der drei lieblichen Strophen, die Hölscher S. 163 bietet, sicherlich auf irgend eine spätere Überarbeitung treffen. Dort lautet es:

Es ist ein Ros' entsprungen [2]
aus einer Wurzel zart,
als uns die alten sungen
aus Jesse kam die Art;
und hat ein Blümlein bracht
mitten im kalten Winter
wol zu der halben nacht.

Das Röslein, das ich meine,
davon Jesaias sagt,
ist Maria die reine,
die uns dies Blümlein bracht;
aus Gottes ewigem rat
hat sie ein kindlein geboren
und blieben eine reine magd.

---

[1] Die beiden letzten Strophen sind umgestellt wegen des Parallelismus mit dem Urtexte; sie bilden im Kölnischen Gesangbuch die zweite und dritte Strophe.

[2] Die durch innere und äußere Gründe verbürgte Lesart ist: „Es ist ein Ros", nicht: „Es ist ein Reis entsprungen." Das ist nicht gegen Js. 11, 1—2 (Hoffmann S. 512. Wackernagel, II. 927); man braucht nur unter Ros nicht Rosenblüthe, was nirgend gesagt, sondern Rosenstock, Rosengerte, Rosengart zu verstehen, und Alles löst sich ohne Conjectur und Correctur.

Wir bitten dich von Herzen
Maria, rose zart,
durch dieses Blümleins schmerzen
die es empfunden hat,
wöllst uns verhülflich sein,
daß wir dir mögen machen
eine wohnung hübsch und fein.

Es ist ja allerdings ein Zeichen für die Beliebtheit, deren sich das Lied im Volke erfreute, daß man sich daran nicht satt singen konnte und deßhalb stets neue Strophen hinzudichtete, die sich schließlich in einzelnen Gesangbüchern auf hundert und mehr beliefen. Ein von dem erwähnten ganz verschiedenes Lied, das aber durch so manche Ähnlichkeit wehmüthige Gedanken an jenes hervorruft, ist der Text Nr. 16 des Trierer Gesangbuchs (Cantate Nr. 27). Dieses Lied ist offenbar aus dem lateinischen Flos de radice Jesse hervorgegangen, das seinerseits nichts ist, als eine Übertragung des ursprünglichen „Es ist ein' Ros' entsprungen".

Flos de radice Jesse
Est natus hodie,
Quem nobis jam adesse
Laetamur unice.
Flos ille Jesus est,
Maria Virgo radix
De qua flos ortus est.

Est campi flos pudici,
Est flos convallium,
Pulchrumque posset dici
In spinis lilium
Odoris optimi
Vel soli quodvis cedit
Aroma nomini.

Hic suo flos odore
Fideles attrahit,
Divino mox odore
Attractos imbuit.
O flos, o gratia,
Ad te, ad te suspiro,
Me de te satia.

Nun singet von der Blume,
Die heut entsprungen ist
Aus Jesse's altem Ruhme,
Sie heißet Jesus Christ;
Die Blum' will unser sein,
Die Wurzel ist Maria,
Die Jungfrau zart und rein.

Es ist die Blum' im Thale,
Die Blum' aus höchsten Höh'n,
Davor mit einem Male
Das Giftkraut muß vergeh'n;
Sie duftet durch die Welt
Mit reinem Lebensdufte,
Der Alles stärkt und hält.

Es ist die Blum' der Liebe
Die Alles an sich zieht
Daß bald in gleichem Triebe
Die gläub'ge Seele glüht.
O Blume voller Lust!
Mit deiner Gnadenfülle
Ersätt'ge meine Brust.

Dieser Kreislauf, vom Deutschen in's Latein und von diesem zurück in's Deutsche, ist sehr zu beklagen, da das Lied dabei nicht gewonnen hat. Nicht als ob nicht auch dieser Text an sich betrachtet seine Vorzüge hätte; allein nimmer vermag er Ersatz zu bieten für die rührende Kindlichkeit, gegen die man uns zumuthet, ihn einzutauschen. Um so bedauer=

licher ist, daß gerade das Trierer Gesangbuch den alten Text gänzlich aufgibt, da schon das Mainzer Cantual von 1605 dieß Lied „das alt Catholisch Trierisch Christliedlein" nennt, wodurch es sehr wahrscheinlich wird, daß die rauhe Eifel dieß liebe Blümchen gebracht

Mitten im kalten Winter
Wohl um die halbe Nacht [1].

In solcher Weise könnten wir getrost sämmtliche alten Lieder durchgeheu, auch nicht eines würden wir finden, das nicht einer Verbesserung unterzogen wäre, und item, daß bei allen Verbesserung sich mit Verwässerung nicht bloß reimte, sondern deckte. Was ist nicht aus dem fröhlichen Ostersange: „Freu dich, du werthe Christenheit", in so manchem Buch geworden, z. B. aus der schönen Strophe von Maria Magdalena, wenn sie nicht, wie in Münster und St. Gallen, völlig abgethan ist.

Magdalena zu dem Grabe ging,	Maria Magdalena ging
Sie wollt den herren suchen,	Bei Jesu Grab zu weinen,
Und fant den engel, treflich ding!	Der Herr, an dem sie liebend hing,
Sie grüßt ihn tugentlichen:	Er will ihr hier erscheinen;
O engel, liebster engel mein,	Sie sieht sein heilig Angesicht,
Wo ist doch nur der meister mein,	Sie kennt ihn nicht, sie weiß es nicht,
Und wo soll ich in finden?	Daß er so nah den Seinen.

Im St. Galler Gesangbuch ist das ganze Lied so ungefähr auf das poetische Niveau von „Üb' immer Treu' und Redlichkeit" gebracht:

Den Himmel, der verschlossen war,
Macht Jesus wieder offen;
Ihn kannst du, treue Christenschaar,
Von Gott jetzt freudig hoffen!
Es folgt nach Trübsal Kreuz und Streit,
Ein Leben voll Glückseligkeit,
Das ew'ge Freudenleben.

Gib, Jesu, daß wir jederzeit
Nach deinem Beispiel leben,
Durch Tugend und Gerechtigkeit
Nach deinem Reiche streben!
Wenn wir auf Gottes Wegen geh'n,
So wirst du uns beim Aufersteh'n
Mit deinem Glanz verklären.

Die schöne Strophe 3 ist fast überall ausgefallen; Münster hat sie, auch Mainz (S. 450), aber wie!

---

[1] Vgl. Hoffmann S. 512 und Wackernagel, II. 926.

Hochgelobter Herre Christ,
wir freuen uns allesamt heute,
alles was lebendig ist,
ich mein die christinleute,
nu singt, ir kinder, und werdet fro!
es ist alles geschehen also:
gelobet seist du, Maria!

O süßester Herr Jesu Christ!
Dieß ist die Zeit der Freuden,
Wo du vom Tod erstanden bist
Als Sieger aller Leiden. [?]
O Herr, mach diese Hoffnung wahr,
Daß wir einst mit der Väter Schaar
Dich ewig benedeien.

Das Lied: „Christ ist erstanden“, dieser Saul im deutschen Kirchenliede, der von den Schultern aufwärts über Alles herausragt, muthet besonders traurig an wegen der wunderlichen Mannigfaltigkeit, womit es überall anders gehalten wird. Das thut doch auf die Dauer einem Liede nicht gut. Wie viele Moden haben seine alte Tracht umgestaltet; jeder Cantor hat ihm nach eigenem Behagen das Mäntelein gestutzt und zugeschnitten; kein Wunder, wenn schließlich nicht viel mehr übrig blieb und ihm das Wenige so schlecht zu Gesichte steht.

Die älteren Lesarten überliefern uns auch die musikalisch schönste Form der Weise, die nach Meister (I. 331) so zu lauten hätte:



Nun hat aber namentlich der „Kyrleis“ nicht gefallen wollen und hat sich deßhalb manche Änderung müssen gefallen lassen. Er schien Manchem allzu nüchtern mitten in dem schönen, schwungvollen Liede. Allein gerade dieß zwar einfache, aber kräftige und feierlich ernste Kyrie bringt, mitten hineintretend zwischen die bewegte Liedstrophe und den noch bewegteren Rundreim mit seinem dreimaligen Alleluja, eine überaus schöne und ergreifende Contrastwirkung hervor, vergleichbar der des Priestergesanges im polyphonen Hochamte.

Obigem kommt die Münster'sche Singweise am nächsten. Sie hat, abgesehen von dem Kyrie eleison, nur den einen Übelstand, daß sie den Refrain zur dritten und letzten Strophe macht. Letzteres vermeidet die Trierer, hat aber dafür ein bedeutend schwächeres Alleluja, während Köln und Mainz nach Verlust des Alleluja nur mehr einen traurigen Liedesrumpf besitzen. St. Gallen kennt ebenfalls den schönen Alleluja-Rundreim nicht und zieht, ähnlich wie Mainz, nach dem Vorgange des alten Münchener Gesangbuchs von 1586, das Lied: „Es gingen drei heilige Frauen" mit diesem zusammen.

Eine ebenso große Mannigfaltigkeit herrscht begreiflicherweise unter den Texten. Ursprünglich hatte das Lied: „Christ ist erstanden", wie die meisten unserer ältesten Volkslieder, wie: „Ein Kindelein so löbelich", wie: „Nun bitten wir den heiligen Geist", oder: „In Gottes Namen fahren wir", nur eine Strophe. Für unser Lied wird dieß noch insbesondere durch die bekannte Stelle des Augustiners Johann Busch bestätigt, der in seinem Liber reformationis monasteriorum Saxoniae anläßlich seines Besuches bei Markgraf Friedrich von Brandenburg also schreibt: „Als wir nun zu dem Schloßhofe gekommen, rief mir der Markgraf zu: ‚Willkommen, Herr Probst, kommet zum Wasser und waschet euch auf das Mahl.' Als wir nun uns zumal gewaschen, da sang der gesammte Hof mit lauter Stimme das deutsche Osterlied:

Christus ist uferstanden
von des todes banden,
des sollen wir alle fro sein,
got wil unser trost sein.
Kyrie eleyson.

Und nachdem man dieß dreimal gesungen hatte, schickte man sich an, zu Tische zu gehen." [1]

Danach hätte also das Lied damals nur eine Strophe gehabt, und man genügte dem Wunsche noch mehr, indem man die eine mehrmals absang. So als Busch seinen Besuch machte, also zwischen 1448 und 1455. Als er aber 1473 diese Erinnerungen niederschrieb, hatte unser Lied, wenigstens im deutschen Südwesten, bereits eine zweite Strophe zugesetzt. Denn als sich 1474 Elsaß und Breisgau für Erzherzog Sigmund gegen Karl den Kühnen erhob und der Vogt Hagenbach zu Breisach gefangen worden, sang das Volk:

[1] Leibniz, Scriptt. rer. Brunsv. II. 941.

Christ ist erstanden,
der lantvogt ist gefangen,
des sollend wir froh syn,
Sigmunt soll unser trost syn.
Kyrie eleyson.

Wär er nit gefangen,
so wärs übel gangen,
sept er nun gefangen ist
hilft im nüt syn bose list [1].

Damals war also, wie wir aus dieser Travestie ersehen, die zweite unter den Strophen des Vehe'schen Gesangbüchleins bereits im Volke. So wurden denn, lange nachdem das Lied durch ganz Deutschland von Tannenberg bis Breisach gesungen wurde, bald hier, bald dort Erweiterungen gemacht, um der Sangeslust des Volkes zu genügen. Aus all' diesem poetischen Vorrath empfehlen sich jedenfalls für unseren heutigen Gebrauch die Michel Vehe'schen Strophen, während das Lied von den drei Marien auf eigene Füße gestellt zu werden verdient.

Ich will schließlich noch einen Griff in die Marienlieder thun. Da ist das Lied: „Ave Maria gratia plena, so grüßt der Engel die Jungfrau Maria". Hier ließen unsere Altvordern den Engel also zur Jungfrau reden:

Der heilige Geist soll über dich kommen (kummen),
Gleichwie der Thaw kompt über die blumen (bluomen)
Also will Gott geboren sein.

Am Reime ist nun einmal Alles gelegen, und so konnte das unmöglich bleiben. Also schreiben wir:

Höhere Kraft ja soll dich umschweben,
Wie Thau von dem Himmel den Blumen gibt Leben.

Damit ist freilich der Reim in Ordnung; aber wem soll man nun den naturhistorischen Aberglauben auf Conto setzen? unsern Altvordern, oder dem „Besserer", oder dem Reim? Nach den folgenden Strophen mag der Leser selbst suchen, wo sie ihren Verbleib gehabt. Ich fürchte, ihr Verbrechen war wieder, daß sie poetisch waren:

Maria sie hört all solches gern
Sie sprach, ich bin eine Magd des Herrn,
Nach deinem Wort geschehe mir.

---

[1] J. v. Müller, Der schweizerischen Geschichten 4. Theil, S. 672. Vgl. Hoffmann l. c. 182 u. f.

Drauf sungen die Engel und klungen mit frewden,
Daß Gott erfrewen wollt Juden und Heiden
Wie er den Vätern versprochen hat.

Die Engel flogen stets höcher und höcher,
„Seyt willkommen ihr himmelische Botten,
Daß euch Maria hat wohl empfangen.“

Aus den bisher beigebrachten Proben wird Jeder abnehmen, daß es kein zu hartes Urtheil ist, wenn wir sagen: Unsere alten, hochpoetischen Lieder sind in unseren Gesangbüchern untergegangen. Was dasteht, ist ein bleicher Schatten, ein Gespenst von dem, was einst dastand.

Ebenfalls wird der Leser aus dem Angeführten ersehen haben, daß es stets die Furcht, sei es vor einem fehlenden Reim, sei es vor einem alten oder kühnen Ausdrucke oder Bilde war, was den Grund zur Veränderung abgab. So beginnt z. B. in Spee's Trutznachtigall das noch vielgesungene Bußlied: „Thu' auf, thu' auf, o schönes Blut.“ Leider ändert hier selbst Bone's Cantate, das denselben Ausdruck anderswo muthig beibehält („Ach Jesu, ach unschuld'ges Blut“), hier den Liedesanfang in: „Thu' auf, thu' auf, o Sündenherz.“ Münster ändert diese Änderung wieder in: „Thu' auf, thu' auf, bethörtes Herz“; Trier fällt vollends unglücklich aus dem Bilde, indem es ändert: „Thu' auf, thu' auf, verirrtes Schaf“, denn von einem Schafe fordern, daß es öffne, ist stark, und was soll vollends das verirrte Schaf aufthun? Glücklich ist nur die kleine Änderung des St. Galler Gesangbuches in „Thu' auf, thu' auf, du edles Blut“, die ich auch finde in: „Der vernünftig fromme Kriegsmann“ (Mannheim, 1777). Wer sich davon noch weiter überzeugen will, sehe z. B., wie das Lied: „O Christ hie merk“ im St. Galler Gesangbuch behandelt ist und wie in Bone's Cantate. Allerdings glaube ich, daß man, wenn man der Sprache diesen alterthümlichen Anstrich gönnen will, sich mühelos noch näher am Originale halten könnte.

Damit wollen wir diese kleine vergleichende Studie schließen. Wer sich mit dem Wenigen, das uns die Enge des Raumes an Proben beizugeben gestattete, seine Überzeugung nicht zu bilden vermag, der scheue die geringe Mühe nicht, selbst Vergleichungen anzustellen. Er nehme in die eine Hand, sei es Kehrein oder Wackernagel oder Hoffmann, und in die andere ein beliebiges Gesangbuch, und lese erst hüben und dann drüben; er wird hier auch nicht ein Lied finden, das nicht mehr oder minder die frischen Farben der Jugend eingebüßt hätte, das nicht ein bleich und verschossen, ein ledern und runzlicht Ansehen gewonnen hätte. Gebe Gott,

daß wir den Blümlein, so gut es jetzt noch geschehen mag, aufhelfen zu frischer Blüthe. Toleranz für das Alte müssen wir als Losung auf unsere Fahne schreiben. Denn so thöricht es gewiß wäre, alles Alte und Veraltete wieder repristiniren zu wollen, eben so thöricht und ungerecht ist es, das Alte verdrängen zu wollen, so lange nichts Besseres geschaffen, dem es ohne Verlust seine Stelle abtreten könnte. Das ist aber auf dem Gebiete des Volksliedes bis heute nicht der Fall, und es hat gar nicht den Anschein, daß derselbe bald eintreten werde. Unsere Zeit ist viel zu gelehrt, vor Allem viel zu reflexiv, um eine Neublüthe des Volksthümlichen erwarten zu lassen. Um so dringender ist es geboten, uns unser „Erblied" zu bewahren. Und da mag ein Jeder, der Lust und Geschick spürt, seine Kraft einsetzen; das ist ein Werk vor Gott gefällig und den Menschen. Wer aber das Alte erhalten will, der muß einige Ecken desselben mit in Kauf nehmen. Wer diese abschleift, der zerstört das Alte. Die Härten und Elisionen in unseren alten Volksliedern gleichen der steifen Haltung oder dem knitterigen Faltenwurf alter Gemälde. Das mag an sich keine Schönheit sein; man kann es aber nicht entfernen, ohne hohe Schönheit zu verletzen und zu Schaden zu bringen. Wie man daher einen Mäcenaten, der ein Bild Memlings erst dann in einer Kirche dulden wollte, nachdem dasselbe „dem modernen Geschmack angepaßt", dem Volke zugänglicher gemacht wäre, laut für einen Attila oder Genserich erklären würde, ebenso verfehlt ist es, diesen Liedern die Signatur ihrer Zeit nehmen zu wollen. Wie kommt es doch, daß unser Geschmack auf diesem einen Punkte zurückbleiben möchte?

Diese Pflicht der Schonung gegen die alten Lieder ist um so gebotener, als unsere Gesangbücher in stilistischer Hinsicht durchaus nicht genügen. Es wäre ein Leichtes, eine reiche Musterkarte von zum Theile heiteren Fehlern, Verstößen und Geschmacklosigkeiten, grammatikalischen, stilistischen und poetischen, zusammenzusetzen. Wer aber Andere meistern und nach dem Geschmacke der Zeit corrigiren will, der darf sich selbst keine Blöße geben, der muß sich als Meister und nicht als Lehrling ausweisen, oder, wie man sprüchwörtlich sagt, wer in einem Glashause wohnt, darf nicht mit Steinen werfen. Was soll es z. B. heißen, wenn in einem Gesangbuche unser Herr angeredet wird:

> Mit den Füßen tritt das Haupt
> Unsres Feinds, der Seelen raubt,
> Wie du einstens siegsbewußt
> Standest auf des Todes Brust.

Man könnte wirklich versucht werden, darüber nachzudenken, warum dem Teufel gerade das Haupt, dem Tode aber die Brust eingetreten werden soll, würde aber schließlich auf den Reim als ultima ratio poetae zurückkommen müssen.

In demselben Gesangbuche heißt es:

O wie ringt's in deinem Herzen!
Da die Lieb' und dort die Schmerzen.
Weil dann jedes will obsiegen,
Muß mein Jesus unterliegen.

Das Herz ist allerdings generis neutrius, aber Schmerzen sind vor Allem männlich und stehen obendrein noch in der Mehrzahl.

Anderswo heißt es:

Der sein Zelt von Süd bis Norden,
Welten hat zum Throne,
Kehrt im Stall bei Thieren ein.

Wenn die erste Zeile in einem alten Liede gestanden, hätte sie nie Gnade gefunden, für ein neues scheint sie gut genug. Und doch müßte ein gerechtes Urtheil gerade umgekehrt lauten. In der That muß Jemand, bis er sagt: „Ich habe mein Zelt von Süd bis Norden", schon arg in Bedrängniß sein, was und wie er es sagen soll. Norden ohne Artikel ist aber eine Stadt im Kreise Emden, Landdrosteibezirks Aurich, preußischer Provinz Hannover.

In Nr. 19 des Münster'schen Gesangbuches „Zu Bethlehem geboren" hat sich z. B. das alte treuherzige Eja, eja in „Ei ja, ei ja!" verwandelt. Warum nicht lieber in: Ei, versteht sich? Das Mainzer Gesangbuch ist vor dem kleinen, unschuldigen Eja so kopfscheu geworden, daß es dasselbe mit Stumpf und Stil ausreutet, offenbar nicht zum Vortheile der Melodie, und das, während Eichendorff eines seiner lieblichen Lieder damit verziert:

Eja, meine Blümelein,
Nicht nach andern immer sehen,
Eja, schlafet, schlafet ein.

Was soll man z. B. zu einer Strophe wie die folgende sagen? Welcher noch so mittelmäßige Poet würde sich gerne als ihren Vater bekennen?

O Jesu mein,
In dir ist Hilf allein,
O laß die Wunden dein
Arznei mir sein.

Nichts ist in mir —
Muß es bekennen dir —
An Leib und Seel gesund;
Ganz bin ich wund;
Erbarme dich
Und heile mich.

Was soll man dazu sagen, wenn die zweite Halbstrophe der herrlichen Pfingstsequenz:

Veni pater pauperum,
Veni dator munerum,
Veni lumen cordium,

sich also übertragen findet:

Aller Schätze höchster Schatz,
Füll mein Herz, da ist dein Platz!
Herr, ich will nicht and're Gab'.

Die erste Zeile mit dem doppelten Schatz dürfte schwerlich eine geeignete Wiedergabe des Veni pater pauperum sein; die zweite weißt dem heiligen Seelengaste mit einem äußerst kategorischen Imperativ seinen Platz an. Kann man sich einen schärferen Contrast wünschen, als der ist, indem dieses Sätzchen mit der classisch gewordenen Formel christlicher Demuth steht: „O Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehest unter mein Dach!“ Von der dritten Zeile steht im Originale nicht die leiseste Andeutung.

In derselben Übertragung heißt es weiter:

Komm, mein Trost, komm, bleib nicht aus,
Komm in mein betrübtes Haus!

Was soll man weiter dazu sagen, wenn man in einem Volksliederbuche Hexametern und Distichen begegnet? Warum nicht auch einige alcäische Oden als Volkslieder einrichten?

Sich werden hoch verwundern über die Maß,
Herr Schwager Hornmolt, alle dijenige
so dise wol verdeutschte Psalmen
sehen und hören und etwa lesen.

Sollten es aber Hexameter sein, so müssen sie bisweilen eine Cäsur haben.

„Israel schenktest du leibliches Brod in dürftiger (?) Wüste.“

Da fehlt die nach dem dritten Halbfuße, ohne welche die nach dem siebten zu spät kommt, weil man inzwischen bereits hinter Athem gekommen ist.

„Wasser entquoll dem geschlagenen Fels für lechzende Schaaren.“

Was wäre wohl geschehen, wenn ein altes Lied Verse wie diese enthalten hätte:

O göttlich Herz, sieh an den Schmerz!
Ach, Juden viel und Türken
Dem Kreuz entgegenwirken.

* * *

Dir walle sanft mein Herz entgegen,
Weil ich durch dich gerettet bin.

* * *

Niemand soll mir meinen Glauben,
Weder Tod noch Hölle rauben.

* * *

Der Herr nimmt auf den Rücken
Des Kreuzes schweren Pfahl,
Er droht ihn zu erdrücken,
O welche große Qual!

* * *

Du bist's, durch welchen für und für
Die Menschenzungen Salbung haben.

* * *

Was man sagt, ist viel zu wenig,
Herr, von deiner Herrlichkeit.

* * *

Die Engel, deren Geistesblick
Kein schwaches Licht begrenzet.

* * *

Diese Stellen sind nicht gesucht, sondern mir beim oberflächlichen Blättern binnen weniger Minuten in die Hände gefallen. Es mögen deren bedeutend schönere den Fleiß des Suchers belohnen. Indessen zeigen auch diese zur Genüge, was zu zeigen war. Ist es nicht, als ob man doppelten Maßstab hätte: den unerbittlicher Strenge für jeden Archaismus des alten Liedes, und den der schwachherzigsten Nachsicht gegen den verzogenen Benjamin des modernen Liedes? Ob das der Billigkeit, ob es den Anforderungen des geläuterten Geschmackes entspricht?

Wie ein Liederbuch soll geartet sein.

Die mittel maze, set, die prise ich vür die maze;
mensche, die mittelmaze halt, stich nicht zu ho,
got heldet wite vnde lenge.

Der alte Missenaere.

Es erübrigt nun noch eine Frage von höchster praktischer Bedeutung und Tragweite, die Frage: Was muß denn ein deutsches Gesangbuch enthalten quantitativ und qualitativ, und was darf es nicht enthalten? Fast alle unsere Gesangbücher sind zugleich auch Andachtsbücher, enthalten außer dem in der Diöcese üblichen Liederschatze eine Auswahl von Gebeten, sei es zu gemeinschaftlicher oder privater, kirchlicher oder häuslicher Andacht. Das ist gewiß in der Ordnung; ein Gebetbuch braucht Jeder, und Viele lieben es, auch hier viri unius libri zu sein, lieben es, allen geistlichen Bedarf hübsch bei einander zu haben. Ebenso bieten manche Diöcesanbücher lateinische Messen und lateinische Vesperandachten in freiem, taktlosem Choral. Über dieß und ähnliches kann man ja verschiedener Meinung sein: ob das überhaupt vom Volke ausführbar ist, ob in würdiger Weise ausführbar, ob mit Nutzen ausführbar, ob, wenn ausführbar, auch wünschenswerth. Alle diese Fragen sollen uns hier nicht beschäftigen. Was wir fragen, ist einzig und allein dieß: Was muß der Schatz deutschen Volksgesanges, den ein solches Buch bieten soll, enthalten und was nicht?

Nehmen wir die Frage zunächst bloß quantitativ, so ergibt die Vergleichung, daß z. B. das Trierer Gesangbuch 294 Nummern enthält, wovon 80 auf deutsche Singmessen kommen. Das Gesangbuch der Diöcese Münster enthält 150 deutsche Lieder und keine Singmesse. Das St. Galler Gesangbuch enthält außer deutschen Messen und etlichen Christenlehr- und Begräbnißgesängen 143 Lieder; das Kölner ohne Singmessen, die in das Andachtsbuch verwiesen sind, 270, das Mainzer nur 145 Melodien, wovon noch mehrere lateinische Nummern abzuziehen sind. Demnach

hält das Münster'sche Gesangbuch mit seinen anderthalbhundert Liedern die Mittelstraße ein, die sich auch hier wohl als die richtige erweisen dürfte.

Indeß darf eine solche Frage nicht mathematisch tranchirt, sie muß aus einem höheren Princip gelöst werden. Sie will vor Allem nach dem Bedürfnisse entschieden sein; dieses aber wird sich naturnothwendig nach der Stellung richten, die man dem Volksgesange neben dem streng liturgischen Gottesdienste einräumen will und darf. Das Verhältniß beider zu einander erfordert demgemäß hier einen Augenblick unsere Aufmerksamkeit.

Bekanntlich ist bei uns, d. h. im römisch-lateinischen Patriarchate, das Lateinische Kirchensprache, d. h. jene Sprache, in welcher die officiellen liturgischen Bücher abgefaßt und in welcher der liturgische Gottesdienst gehalten wird.

Das ist eine historisch und juridisch zu Recht bestehende Thatsache, der wir uns, so lange die zuständige kirchliche Behörde nicht anders entscheidet, selbst dann zu fügen hätten, wenn wir die Weisheit und Zweckmäßigkeit dieses nicht von vorneherein decretirten, sondern historisch gewordenen Zustandes nicht einzusehen vermöchten. Es wäre also unter jeder Rücksicht ein für unser Vorhaben durch und durch müßiges Unterfangen, die so oft und gründlich erörterte, erläuterte und vertheidigte Zweckmäßigkeit, Heilsamkeit und Schönheit unserer Kirchensprache nochmals vertheidigen, erläutern und erörtern zu wollen. Wollen wir Nutzen schaffen, müssen wir uns auf den Boden der Thatsache stellen.

Ist die lateinische Sprache Kirchensprache, dann ist sie auch die Sprache des Gesanges überall da, wo derselbe ein Theil des streng liturgischen Gottesdienstes ist, überall da, wo der Gesang organisch in das sich vollziehende liturgische Melodrama eingefügt erscheint, also vor Allem im Hochamte[1], sowie dem liturgischen Chorgebete. Hier also ist der Volksgesang in der Landessprache absolut unzulässig. Zulässig ist er dagegen während der Stillmesse und in allen den zahlreichen Volks- und Bruderschaftsandachten, bei Bittgängen, Wallfahrten und ähnlichen Anlässen. Wenn wir also den seit dem ausgehenden siebzehnten Jahrhundert allmählich den lateinischen Gesang erstickenden und sich unbefugt

[1] Vgl. F. Witt, „Gestatten die liturgischen Gesetze, beim Hochamte deutsch zu singen?" Ein Vortrag. Regensbg. 1873.

in die Liturgie eindrängenden Volksgesang auf das gebührende Maß beschränken, so nehmen wir ihm damit durchaus nicht Licht und Luft, vielmehr bleibt demselben trotz der vielverschmähten lateinischen Kirchensprache noch doppelt und dreifach so viel Raum, als der protestantische Cult, der all jene zahlreichen populären Andachten nicht kennt, ihm zu gewähren im Stande ist.

Zugleich bewahren wir aber den Volksgesang davor, daß er in's Kraut schieße, wie ein schlechter Unsamen mehr Blätter als Blüthen und Früchte hervorbringe. Auch hierin können wir an fremdem Schaden klug werden. Es liegt mir ferne, über das protestantische Kirchenlied als solches abfällig zu urtheilen. Als ein Ganzes betrachtet, stellt es sich als eine große und erfreuliche Erscheinung auf dem Gebiete unserer Literatur dar. Namentlich unter den Liedern Paul Gerhardt's finden sich so schöne Blüthen echter Poesie und tiefer Frömmigkeit, daß ich mich daran nicht satt freuen mag. Allein neben alle dem bleibt doch auch bestehen, daß sich am protestantischen Kirchenliede der Satz bewahrheitet hat: Omne nimium nocet. Daß der lutherische Cult neben der Predigt das einzige Volkslied bestehen ließ, veranlaßte eine Hyperproduction, die ihres Gleichen sucht, so daß das wahrhaft Große und Schöne in einer wahren Sündfluth des Lehrhaften, Stimmungslosen und Mittelmäßigen untergegangen ist. Daher das weitverbreitete Vorurtheil, das evangelische Kirchenlied sei ein trockenes und monotones semper idem. Die Wenigsten verstehen es eben, und Niemand liebt es, Goldsand zu waschen; von mir selbst muß ich gestehen, daß ich keine der meist voluminösen Lieder-Sammlungen durchging, ohne daß mir die Masse den Genuß des Edlen erschwert und gestört hätte.

Ganz so ist es im verjüngten Maßstabe auch unserem katholischen Volksliede ergangen, als wir anfingen, es gegen Absicht und Geist unserer Kirche zu pflegen, es auch da pflanzen wollten, wo der himmlische Gärtner Anderes gesäet hatte [1]. Daher die Erscheinung, daß eine Masse moderner Kirchenlieder, die man mit vollem Rechte „Schund" genannt hat, nach Unkrautart unser edles altes Volkslied überwuchert und erstickt haben, und daß wir jetzt mit dem Jäten kaum an ein Ende kommen. Das muß für uns ein Fingerzeig sein, daß wir unsere Gesangbücher ja hoch in Ehren halten, stets das „multum", nie das „multa" erstreben. Nicht großer Reichthum, sondern große Auswahl sollte sie empfehlen.

[1] Vgl. Bäumker, l. c. S. 8 u. ff.

Nur nichts Überflüssiges, nichts Mittelmäßiges, nur Mustergiltiges sollte da aufgenommen werden, lauter kleine Kunstwerke; das Beste, das Poetischste, das Frömmste, das Ehrwürdigste sollte da bei einander stehen, so daß es einem leid sein müßte, auch nur eines dieser Lieder zu verlieren. Ob wir das können? ob wir reich genug sind, so wählerisch zu sein? Ich glaube es; vorausgesetzt, daß wir uns nicht mit Liedern beladen, die doch so gut wie gar nicht gebraucht würden, als da sind: Lieder für einen heiligen Bekenner, eine Jungfrau, eine Wittwe, Lieder für Einführung eines Pfarrers u. dgl. m. Gesangbücher mögen noch so liederhaltig sein, es ist gewöhnlich eine kleine Auswahl, die wirklich in Gebrauch ist.

Und hier muß ich zunächst ein Wort über die sogen. deutschen Singmessen einschalten. Auf eine Geschichte derselben kann ich mich natürlich nicht einlassen; es genüge die Bemerkung, daß dieselben eine Erfindung des ausgehenden 18. Jahrhunderts sind, weßhalb wir uns nicht zu wundern brauchen, wenn sie sich als echte Kinder ihrer Zeit erweisen. Wenn die im Vorstehenden dargelegten Grundsätze bei Zusammensetzung eines Gesangbuches in Anwendung kämen, so dürfte wohl nicht eine unserer deutschen Singmessen hineingerathen, die nach Text und Melodie durchgängig zu dem Verwerflichsten gehören, was unsere Gesangbücher zur Zeit noch aufweisen.

Ich will dieß wenigstens durch einige Textproben zu erhärten suchen, während ich mich für die Melodien auf das Urtheil Steins beziehe, der die Weisen gerade der beliebtesten Singmesse „keineswegs ausgezeichnet, zum Theile sogar sehr mittelmäßig nennt“ [1]. Nur eine Weise aus dem Trierer Gesangbuch (Nr. 238) mag hier als Vertreter der ganzen Art Platz finden. Ex uno disce omnes.



[1] Vorrede zum Kölner Gesangbuch 9. Aufl. S. V.



Um dann gleich auf die Texte zu kommen, so singt man in einer durch ganz Deutschland geläufigen Messe zum Credo:

Allmächtiger, vor dir im Staube
Bekennt dich deine Kreatur.
O Gott und Vater! — ja! — ich glaube
An dich, du Schöpfer der Natur;
Und an den Sohn, der ausgegangen
Von dir geboren ewig war,
Den, von dem heil'gen Geist empfangen,
Die reinste Jungfrau uns gebar.

Merkwürdig! Während keines unserer alten Lieder in unseren Gesangbüchern unverändert geblieben, jedes hier anders gesungen wird und anders dort, ist diese Monstrestrophe mit solcher Schonung behandelt, daß sie in Köln bis auf die Silbe lautet wie in Freiburg, und in St. Gallen wie in Trier. Vergebens fragt man sich, ob das noch nüchterner empfunden, verschrobener ausgedrückt werden könne. Das „ja!" verräth, wenn es nichts bedeuten soll, die Abwesenheit jeder Stimmung; soll es etwas heißen, so kann es nur ausdrücken sollen, daß der Glaubensact den Sänger etwas gekostet hat.

O Gott und Schöpfer! — ja! — ich glaube!

Das Folgende construire, wer kann.

Und an den Sohn, der ausgegangen
Von dir geboren ewig war,
Den, von dem heil'gen Geist empfangen,
Die reine Jungfrau uns gebar,

kann grammatikalisch nur heißen, daß die Jungfrau vom heiligen Geiste empfangen sei. Wie war es nur möglich, so viel Belehrendes und Merkwürdiges in bloße acht Zeilen zusammenzudrängen!

Kölner und Trierer Gesangbuch haben denn auch an dieser einen Strophe genug; da indeß der freundliche Leser gespannt sein dürfte, wie der

Dichter das zu End' gebracht, so will ich nach dem St. Galler Gesangbuche im Texte fortfahren:

Ich glaube, Christus ist gekommen,
Daß er versöhne uns mit Gott,
Er hat die Schuld auf sich genommen
Und starb für uns den Kreuzestod.
Erstanden aus des Grabes Höhle,
Fuhr er zum Thron des Vaters auf,
Und wird als Richter jeder Seele
Einst prüfen unsern Lebenslauf.

Ich glaube, Gottes Geist regieret
Die wahre Kirch' und Christenheit;
Durch Reueschmerz zu Gott geführet,
Erlangen wir Barmherzigkeit.
Die Todten werden auferstehen,
Gerechte geh'n zum Leben ein,
Vereinigt, Christen, euer Flehen,
Um ewig einst bei Gott zu sein.

Das Lied zum Offertorium aus derselben Messe schließt (Köln. Andachtsb. S. 4):

Und dieses Opfer bringe
Uns den verdienten Lohn.

Einen Vorzug kann man dieser Messe wohl kaum absprechen, den einer gewissen stilistischen Einheit, womit sich Eines ebenbürtig an's Andere anreiht, bis herab auf den Schluß, der gerade so trocken und fröstelnd gehalten ist wie das Vorhergehende:

Nun Isaak ist geschlachtet,
Das Opfer ist vollbracht,
Wir haben jetzt betrachtet,
Gott, deine Lieb' und Macht;
Du bist bei uns zugegen,
Aus deinem Gnadenmeer
Ström' uns dein Vatersegen
Durch dieses Opfer her.

Auch in den bunt zusammengesetzten Singmessen der „Cäcilia" sind die Texte nicht viel besser. Was für ein Prädicat würde wohl das folgende Poem erhalten, wenn es ein Primaner als Stilübung geliefert hätte:

Aus der Tiefe rufen wir zu dir,
Herr und Vater, Aller Vater;
Sieh, wir fleh'n voll Inbrunst hier,
Herr und Vater, Aller Vater,
Ach, verstoß uns nicht von dir.

Willst in Strenge unsre Schuld anseh'n,
Willst du rächen die Verbrechen:
Herr, wer wird vor dir besteh'n?
Willst du rächen die Verbrechen,
Herr, wir all' zu Grunde geh'n.

Oder wenn sich „von den Collecten bis zum Offertorium" das Gefühl in folgendem stimmungsvollen Liede Luft macht:

Ich glaube, Gott, mit Zuversicht,
Was deine Kirche lehret,
Es sei geschrieben oder nicht,
Denn du hast's ihr erkläret; u. s. w.

Das charakteristische Merkmal all dieser Lieder, das einzige Gefühl, das sie erwecken, ist die Versuchung, die man beim Lesen derselben verspürt, mit Händen und Füßen zu scandiren: Silbenzahl und Reim sind das einzige Poetische an demselben.

Natürlich ist für diese Art von Poesie die eigentliche Domäne das Konstanzer Gesangbuch und das aus diesem ausgekrochene Freiburger. Das erstere ist todt (lassen wir es ruh'n); „doch sein Same lebt noch heut". Hier heißt es z. B. S. 53:

Zum Offertorium.

Wir opfern, Gott, dir Brod und Wein;
Zwar ist's nur ein Geschenk der Erde,
Jedoch bestimmt (du wirkest ein),
Daß es ein himmlisch Opfer werde.
Dieß Opfer deines Bundes zeigt
Die Wunder deiner Vaterliebe,
Und weckt in uns die Gegenliebe
Zu dir, der sich zu uns geneigt.

Zum Gloria (S. 57).

Laßt uns den Höchsten preisen,
Den Schöpfer der Natur,
Den Gütigen, den Weisen,
Den Herrn der Creatur;
Voll seines Preises werde,
Was seiner Hand entquoll,
Sind Himmel, Meer und Erde
Nicht seiner Güte voll?

Einige Seiten weiter (S. 62) hebt eine neue Messe zum Staffelgebete also an:

O Herr, dieß Opfer steige
Zu dir mit Wohlgeruch,

Damit dein Herz sich neige
Zu deines Volks Gesuch.
Wir opfern dir nicht Kälber,
Wie Aaron hat gethan,
Nein, Jesum Christum selber,
Der uns versöhnen kann.

Warum aus dem reichen Schatze von Thieropfern aller Art, die Aaron darbringen mußte, gerade die Kälber auswählen? Der Name Kalb in Verbindung gebracht mit dem Namen Aaron muß ja jeden bibelfesten Leser nothwendig an jenes eine Mal erinnern, wo Aaron mit einem Kalbe zu thun hatte, das golden war.

Zum Gloria.

Gott, Vater, dir gehöret
Lob, Ruhm und Dank und Ehr;
Was unsre Ruhe störet,
Verstatte nimmermehr!
Auf Erden laß uns grünen
Den Frieden jederzeit,
Daß wir dir fröhlich dienen,
Von Furcht und Angst befreit.

Zum Credo.

Er ward hinaufgenommen
Zu Gottes rechter Hand.
Wann er wird wiederkommen,
Ist uns zwar unbekannt;
Doch wird er Alles rächen,
Und wird von seinem Thron
Gerechtes Urtheil sprechen,
Zur Strafe und zum Lohn.

Die ganze erste Abtheilung dieses Gesangbuches (S. 1—74) ist mit 27 solchen Meßandachten erfüllt, die alle gleich schön und erhaben sind und sämmtlich das Gefühl erregen: O daß du kalt wärest oder warm! So weiß z. B. die „Gemeine" für den Landesvater nichts Besseres zu ersingen, als:

Nimm unsern Dank, Allgütiger,
Für unsres Fürsten Leben;
Du hast es ihm, o Weisester,
Zu unsrem Heil gegeben.
Gib seinen Tagen Jahre zu,
Die er in ungetrübter Ruh',
In Wonne stets genieße.

O mög' ihn deine Vaterhand
In Allem stets begleiten,
Mög' er durch Weisheit in sein Land
Stets deinen Segen leiten!
Laß ihn der Unschuld Schützer sein,
Den Redlichen im Land erfreu'n,
Dem Unrecht kräftig steuern.

Auffallend, aber wahr, es liegt ein eigenthümlicher Fluch auf diesem verbotenen Baume, daß er kaum eine gesunde, saftige Frucht, sondern lauter kümmerliches Krüppelobst gezeitigt hat. Denn im Amte, für das die Singmesse ursprünglich beabsichtigt war, wo sie erst rechten und vollen Verstand hat, und wo sie leider bis auf den heutigen Tag noch ihr Unwesen treibt, ist sie durchaus ordnungswidrig — und das ist ihr Kainsmal, eine Art defectus natalium. In ihrem Ursprunge unlauter, weil Kind und Kindeskind josephinistischer Aufklärerei, trägt sie alle Spuren jener glaubensarmen, kalten und ausgenüchterten Perückenperiode an sich, schale Lehrhaftigkeit des Inhalts, lendenlahm sich hinschleppende Versification, verbunden mit ungebührlich lustigen oder sauersüßlichen Liedesweisen.

Es kann sich demnach nur noch fragen: Sollen wir, wenn schon die bisherigen Singmessen nicht genügen, für die Stillmesse bessere schaffen, um dadurch jene zu verdrängen? Es liegt ihr in der That, wie sich Wahrheit und Irrthum oft so innig umschlingen, ein richtiger Gedanke zu Grunde: der, das Volk mit der Opferhandlung in Verbindung zu setzen, wie dieß ja auch beim lateinischen Hochamte der Fall ist. Allein eben dieß Gute gebiert auch ein Böses: die Singmesse ruht nämlich auf dem Gedanken, oder führt ihn doch praktisch aus, daß der Volksgesang die ganze Stillmesse erfüllen solle, wogegen mit Recht von verschiedener Seite Einsprache erhoben worden ist. Schon Bischof Valentin von Regensburg gestattete durch Verordnung vom 16. April 1857 den Volksgesang unter der Stillmesse nur mit der Einschränkung: „Nur soll in letzterem Falle der stillen Andacht des Einzelnen Raum gegeben werden.“[1] Das ist durchaus nothwendig, da die Sonntagsmesse für Viele eine der seltenen Gelegenheiten ist, an denen sie ihre wenigen Gebete verrichten. Allerdings ist wahr: Qui bene cantat, bis orat; aber es liegt die Gefahr nur zu nahe, daß, wenn der Volksgesang übertrieben wird, nicht mehr gut gesungen

[1] Cäcilienkalender 1884: „Ein bischöfliches Wort vor 26 Jahren“. VI. 14. S. 51.

und folglich auch nicht gebetet werde. „Dieß scheint mir das Einzige zu sein,“ sagt Liebermann, „was das Volk mit seinem beständigen Singen jetzt erreiche, daß es nicht bloß mehr mit den Lippen, sondern auch mit den Kehlen Gott ehrt. Dieser Gebrauch nährt weder die rechte innere Andacht, noch bringt er Anbeter im Geiste und in der Wahrheit hervor. Im Gegentheil, je mehr ich die Sache betrachte, desto mehr komme ich zur Überzeugung, daß, wenn man alte Herzensfrömmigkeit vernichten und die Übung der Religion zur bloßen Äußerlichkeit herabsetzen wollte, man dieß auf keinem sichereren Weg erreichen könnte.“ [1] Dieses scharfe Verdict gilt nicht von dem Volksgesange, mit dem unsere Vorfahren im 15. und 16. Jahrhundert ihrer Andacht einen so innigen Ausdruck gegeben; aber es gilt von dem Übermaße, wie es sich im vorigen Jahrhundert breit gemacht und vor Allem in der Singmesse noch breit macht.

Salvo meliore judicio geht meine unmaßgebliche Meinung dahin, daß es wohlgethan wäre, wollte man sich in dieser Sache dem Beispiele des Münster'schen Gesangbuches anschließen. Dasselbe steht wieder ganz auf dem Standpunkte, auf dem alle unsere alten vortrefflichen Gesangbücher bis tief hinein in's vorige Jahrhundert standen. Eigentliche Singmessen kennt es keine; dagegen bezeichnet es für jede Festzeit eine Reihe von Liedern, die unter der Messe zum Kyrie, Gloria, Opferung u. s. w. gesungen werden können. Damit vermeidet es einmal die wohlmeinenden volkspädagogischen Texte, zu denen die Singmesse bisher immer Veranlassung wurde, und bewahrt sich zugleich allen Nutzen, den gesunden Kern, der der Singmessen-Idee zu Grunde liegt. Mehr kann auch diese nicht bieten, als eine Reihe von Liedern, die passende Gedanken zum Kyrie, zur großen Doxologie, zur Opferung ausdrücken. Solche Lieder finden sich aber unter den gewöhnlichen Volksliedern eine hinreichende Auswahl, um dieselben bald so, bald anders passend zu einer Singmesse zu gruppiren, die dann noch den Vortheil hat, sich auch der Festzeit mehr anschließen zu können, als dieß die eigentliche Singmesse thut und thun kann. Wie man sich aber in diesem Punkte resolvire, das bleibt bestehen: das, was sich jetzt als Singmesse in unseren Gesangbüchern breit macht, das darf so nicht bleiben; das kann sich auf die Länge

[1] Institutiones theol. dogm. 1819. Annotatt. ad s. sacr. Eucharistiae. Über manche Einzelheiten, die hier zum Höchsten gestreift werden konnten, vergleiche man u. A. die Abhandlung A. Strempfls: „Liturgie und Volksgesang“, Musica sacra 1879 Nr. 49, 61, 74, 85 und 97; ebenso „Der kath. Kirchengesang beim hl. Meßopfer“ von F. J. Selbst. Regensbg. 1880. Cap. VII—X.

der Zeit nicht gegen die sich bahnbrechende Rückkehr zu echter Kirchlichkeit behaupten.

Außer den Singmessen müssen noch zwei andere Arten von Liedern hier in Frage kommen: die Übersetzungen aus dem Lateinischen und das protestantische Kirchenlied. Beide sind in unseren Gesangbüchern mit einem starken Procentsatz vertreten.

Was zunächst die Übersetzungen angeht, so wird man einen Unterschied zu machen haben: die altchristlichen Hymnen eines Ambrosius, Prudentius, Fortunatus, die für liturgischen Gebrauch geschriebenen Prosen und Sequenzen Notkers, Hermanns des Gebrechlichen, Adams von St. Viktor, scheinen einer eigentlich volksthümlichen Übertragung nicht wohl fähig zu sein. Der weitaus größeren Mehrzahl nach (fast einzig die echten Ambrosianischen ausgenommen) waren dieselben ursprünglich nie für das Volk bestimmt; sie halten sich daher sämmtlich nach Inhalt und Form weit über dem poetischen Niveau der populären Dichtung; die meisten ihrer Vergleiche und biblischen Allegorien liegen außerhalb ihres Gesichtskreises. Wäre eine populäre Übertragung dieser Hymnen möglich, so hätte sie der Mönch von Salzburg geliefert; aber auch er hat nur die Form, nicht den Inhalt zu popularisiren gewußt, auch seine Übertragungen bekunden nur zu sehr das Ringen mit dem Texte und haben daher im Volke nie Boden gewinnen, viel weniger sich behaupten können. Dasselbe läßt sich mit noch mehr Fug und Recht von allen andern Übersetzungen, von Witzel und Vehe bis auf unsere allerneuesten Gesangbücher beweisen. Hier kommt vollends Alles in Steifleinen und Wachstaffet daher; da kann sich das Volk nicht hineinsingen. Unsere modernen sprachgewandten Übersetzer aber kann nur ein viel gebildeterer Leserkreis verstehen, als der ist, an den das Volkslied sich wendet. Nur wenige Lieder haben meines Wissens von obiger Regel eine Ausnahme gemacht, so das Lied „Mein Zung erkling und fröhlich sing," „Mit was Trauern" und einige andere. Denn das fromme „O Christ, hie merk" hat wohl die Melodie des Adoro te, entweder von diesem entlehnt oder ihm mitgetheilt, hat aber sonst keinerlei innere Verwandtschaft mit dem innigen Gebete des Engels der Schule. Auch Luther, dessen Kraft doch gerade in seiner Popularität lag, hört auf, populär zu sein, wo er anfängt, Lieder zu übersetzen. Man wird einen großen Abstand z. B. zwischen dem Liede „Nu komm der Heiden Heiland" und „Nu freut euch, lieben Christen gmein" nicht verkennen dürfen.

Um sich das Gesagte zu veranschaulichen, braucht man übrigens

bloß einen beliebigen Satz aus unseren übersetzten Liedern herauszugreifen.

Als sich zu Abend neigt' die Welt,
Trat'st du hervor vom Lichtgezelt,
Wardst Mensch, o Gott, aus Jungfrau-Schooß,
Zu wenden unser Todesloos [1].

Das ist die schöne Strophe Vergente mundi vespere; aber in dieß Abendroth kann der gemeine Mann nicht schauen, ohne zu blinzeln; es bleiben ihm das Worte, deren Sinn ihm nur ein Commentar erschließen könnte, bei dessen Abfassung die Hauptschwierigkeit die sein würde, ihn so zu fassen, daß das Volk nicht Grund hätte, mit Byron zu sprechen:

I wish, he would explain his explanation.

Hierzu kommt nun noch der Reichthum an Volksliedern, der es nicht nur überflüssig, sondern geradezu schädlich erscheinen läßt, unseren Originalliedern durch Übersetzungen den Spielraum zu beengen. Denn so wünschenswerth es ist, die herrlichen lateinischen Hymnen dem gebildeteren Publikum durch metrische Übertragungen zugänglich zu machen, so kann ich mich doch nicht überzeugen, daß das Volksliederbuch hierfür der geeignete Ort sei.

Anders verhält es sich mit einer zweiten Reihe lateinischer Dichtungen des 13. bis 15. Jahrhunderts, die so sehr im Geiste des Volksliedes gehalten sind, daß es oft schwer zu sagen ist, welches der Urtext und welches die Übertragung ist. Bei solchen Liedern ist, selbst wo sich der Nachweis für die Priorität des lateinischen Textes führen läßt, eine Aufnahme unter das deutsche Volkslied nicht zu beanstanden. So kommt z. B. das Lied „Ein Kind geborn zu Bethlehem“ deutsch, lateinisch und maccaronisch vor, ohne daß sich die Altersfolge unter den Drillingen mit Sicherheit feststellen ließe.

Was endlich die protestantischen Lieder angeht, so muß als erste und unumstößliche Regel feststehen, daß vorreformatorische Lieder, die bei der Kirchentrennung der jüngere Sohn als sein Erbtheil mit in die Fremde nahm, deßhalb nicht dürfen von uns aufgegeben werden. Einmal ist ja dafür ein Grund schlechterdings nicht einzusehen, und sodann würden wir uns dadurch gerade der allerbesten und süßesten Volkslieder berauben müssen, z. B. der Lieder:

---

[1] Köln. Gesb. S. 6.

Christ ist erstanden.
Nun bitten wir den heil'gen Geist.
Vom Himmel hoch da komm' ich her.
Gelobet seist du Jesu Christ.
Gott sei gelobet und gebenedeiet.
Ein Kindelein so löbelich.
Freu' dich, du werthe Christenheit,

und wie sie alle heißen mögen. So schreibt schon Gregorius Corner in der Vorrede zu seinem großen Gesangbuch, er sei Anfangs der Meinung gewesen, kein einziges bei den Protestanten eingebürgertes Lied aufzunehmen, wozu allerdings zu seiner Zeit weit eher Veranlassung sein konnte als heutzutage. „Aber diese Meynung," fährt er fort, „hat mir gar ein Gottseliger Pater der Societet Jesu gewendet, und mir zu Gemüht geführt, daß die vncatholische jhre Gesangbüchlein mit nicht wenigen unsern vhralten andächtigen Gesängen gespickt: Ja sogar vermessen gewesen, daß sie auch deren etliche mit des Luthers Namen verunreinigt: Als da seyn: Der Tag der ist so freudenreich, Gelobet seystu Jesu Christ, Christ ist erstanden, Nu bitten wir den H. Geist, Wir glauben all an einen Gott, JEsus ist ein süsser Nam, etc. vnd dergleichen mehr, von welchen doch die gantze deutsche Christenheit weiß, daß sie älter seyn als Luther und sein newes Evangelium. Nu wolle sich keines Weegs gebühren solche gute alte Andachten, deren auch das gemeine Volk so lang gewohnt, nur darumb außzulassen, daß sie auch von Feinden deß waren Glaubens gebraucht und ihnen fälschlich zugeschrieben werden."

Aber selbst dagegen, daß einzelne Lieder, die erwiesener Maßen protestantischen Ursprungs sind, sich bei uns einbürgern, ist vernünftiger Weise kaum etwas einzuwenden. Diese Toleranz gilt natürlich nicht jenen Liedern, die entweder häretisch oder häretisch gefärbt sind, noch auch von jenen, die als ursprüngliche Kampfes- oder Bekenntnißlieder ihre Spitze gegen die alte Kirche kehren, als z. B. „Eine feste Burg ist unser Gott", „Es ist das Heil uns kommen her", „Erhalt uns Herr bei deinem Wort" u. a. m. Dagegen ist nichts zu erinnern, daß besonders werthvolle Lieder, die seit Langem in katholische Sammlungen aufgenommen wurden, darin verbleiben.

Einen wie großen Procentsatz protestantischer Lieder manche alten Gesangbücher enthalten, beweist u. a. das Rheinfels'sche von 1666 und das alte Münsterländische. So enthält auch z. B. das Catholische Manual für das hochfürstliche Stift Corvey unter vielen andern die Lieder:

Aus tiefer Noth schrei' ich zu dir.
Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort.
Ach Gott vom Himmel, sieh darein.
Verleih uns Frieden gnädiglich.
Wann mein Stündlein vorhanden ist.
Christus, der ist mein Leben.
Nun laßt uns den Leib begraben.
Es ist gewißlich an der Zeit.

Mehr als das Vorkommen einzelner protestantischer Lieder in katholischen Gesangbüchern beweist der Umstand, daß katholischen Liedern protestantische als Ton vorgezeichnet werden konnten. Wenn z. B. J. Sober von Luzern sein Lied für die Mutter von Einsiedeln überschreibt: Im Ton: „In dich hab' ich gehoffet, Herr", so setzt das voraus, daß dieses Psalmenlied des Adam Reusner dem katholischen Volke der Urschweiz geläufig war. Dasselbe muß im katholischen Elsasse mit dem Liede des Paul Speratus: „Es ist das Heil uns kommen her", der Fall gewesen sein, das Johannes Faber, genannt Brandschied, seinem Liede für U. L. F. von S. Marienthal bei Hagenau als Ton vorzeichnet. Umgekehrt sind ja auch in protestantische Gesangbücher Lieder von katholischen Dichtern, nicht nur von Wessenberg [1], sondern auch von Spee und Scheffler („Ich will dich lieben meine Stärke", „Liebe, die du mich zum Bilde" u. a. m.) übergegangen. Von neueren Gesangbüchern enthält z. B. das St. Galler u. a. die folgenden Lieder:

Ach, sieh ihn dulden, bluten, sterben, von J. A. Hermes.
Das alte Jahr vergangen ist, von Joh. Steuerlein.
Der am Kreuz ist meine Liebe, von J. E. Greding.
Erhöhter Jesu, Gottes Sohn, von Ch. G. Göz.
Frohlocket hoch, erfreuet euch, von Joh. Rist.
Komm, ach komm, du Geist des Lebens, von Heinr. Held.
Meinen Jesum lass' ich nicht, von Benjamin Schmolcke.
Nicht um ein flüchtig Gut der Zeit, von Chr. Friedr. Neander.
Wie schön leuchtet der Morgenstern, von Ph. Nicolai.

Das Kölner bringt außer Nr. 211, welches nichts anderes ist als Vehe's Bearbeitung des Liedes „Verleih uns Friede gnädiglich", das Lied Sinolds von Schütz: „Weine nicht, Gott lebet noch, der dich herzlich liebet." Fast in allen unseren Gesangbüchern findet sich — und das mit vollem Rechte — das Lied „O Haupt voll Blut und Wunden" von

[1] Vgl. Koch, VI. 551.

Paul Gerhardt, aber auch Klopstocks „Preis dem Todesüberwinder", dem ich eine solche Bevorzugung nicht recht gönne. Es ist also diese Frage praktisch längst entschieden und auch im Allgemeinen mit richtigem Takte verfahren. Denn so gerne man es sehen mag, daß eine oder die andere besonders duftige Blüthe des protestantischen Kirchenliedes zu uns herübergepflanzt werde, so entschieden muß dagegen protestirt werden, daß die Schleusen aufgezogen werden, die uns gegen eine Überschwemmung durch die Masse des Mittelmäßigen von dorther schützen.

Leichter noch kann man sich natürlich erlauben, eine Weise zu entlehnen, besonders wenn sie ehedem dem Volksliede angehört hat. Dieß ist auch in ziemlich ausgiebiger Weise geschehen, oft vielleicht aus bloßer Unkenntniß. So gibt Mohrs „Jubilate" Nr. 156 für die wundervolle Melodie zum Liede Herbergers: „Valet will ich dir geben, du arge böse Welt", vom Jahre 1613, das Liegnitzer Gesangbuch von 1828 als Quelle an.

Nachdem wir so einige innere Normen für die quantitativen Verhältnisse eines katholischen Gesangbuches aufzufinden bemüht waren, wird es von Nutzen sein, auch einige Grundsätze, die Qualität der einzelnen Lieder betreffend, festzustellen. Alles hierhin Gehörige kann in die Worte zusammengefaßt werden: Nur wahrhaft Werthvolles, und zwar nach beiden Seiten, nach Text und Melodie. Und da scheint es richtiger, lieber etwas zu streng als zu nachgiebig zu sein. Man ist bisweilen geneigt, dem Volksliede etwas mehr zu verstatten, ihm die Zügel etwas schießen zu lassen; man entschuldigt das mit dem Grunde, es handle sich eben um keinen liturgischen Gesang, man brauche also auch nicht so strenge zu sein wie bei diesem. Es ist das ein Grundsatz, dessen theoretische Unrichtigkeit nur noch von seiner praktischen Schädlichkeit übertroffen wird. Denn sämmtliche inneren Gründe, die von der Musik beim liturgischen Gottesdienste strenge Kirchlichkeit fordern, sie mögen idealer oder praktischer Natur sein, haben und behalten ihre volle Geltung auch für den Volksgesang in der Kirche. Oder ist etwa die stille Messe, weil weniger feierlich, auch weniger heilig als das Amt? Ich will das hier nicht länger ausführen; dagegen möchte ich mir einen Hinweis erlauben auf die praktische Seite der Frage.

Einmal ist gerade das Volkslied als der am weitesten nach links vorgeschobene Posten der kirchlichen Musik zugleich der am meisten ausgesetzte. Anstatt somit diesen bedrohten Posten durch jenes Schlagwort gleichsam aufzugeben und unvertheidigt zu lassen, sollte man gerade da Gewehr bei Fuß halten.

Es hat aber die Sache noch eine andere, mehr pädagogische Seite. Gerade der Volksgesang hat, weil dem Verständnisse und den Bedürfnissen des Volkes am nächsten stehend, auch einen besonderen Einfluß auf dessen Geschmacksbildung. Läßt man es hier bei den Fleischtöpfen Ägyptens oder gar bei der Leibkost des verlorenen Sohnes, kann man unmöglich erwarten, daß sich bei ihm der Geschmack an der gesunden Kost, z. B. des kirchlichen Chorals, herausbilden werde.

Muß es nicht in dieser Hinsicht als eine verfehlte Speculation erscheinen, wenn, wie wir gesehen, das Münster'sche Gesangbuch in seiner neuesten Auflage, statt zu beanstandende Melodien kurz und gut an die Luft zu setzen, denselben nur eine andere Weise zur Seite stellt? Die leichtfertige Weise ist hier einmal in possessione, wie man sagt, und es heißt ja auch: beati possidentes! Und dazu ist noch oft die Melodie, der man zumuthet, eine eingebürgerte zu verdrängen, ein recht unansehnliches Aschenputtel. Wenn je, so muß man hier, wenn anders man das kann, muthig zugreifen. Kein Eichbaum hat auf Gottes Erdboden so gesunde Wurzeln, als das Pflänzchen, das man „Zopf" nennt. Will man das ausreuten, so muß man einen tüchtigen Ruck thun; nur daran zupfen, ob es nicht etwa loslassen wolle, kann nur den Patienten unwirsch und ungebärdig machen.

Ebenso ist es nicht die richtigste Methode, daß man Melodien, die man beanstanden zu müssen glaubt, durch Entschnörkelung zu ernüchtern trachtet. Dieß Verfahren ist nur da berechtigt, wo es gilt, alte, im Laufe der Zeit entstellte und verunzierte Lieder in ihrer ursprünglichen Gestalt herzustellen, was alsdann auf Grund alter Lesarten, aber nicht nach Willkür geschehen sollte. Wo aber eine Melodie von vorneherein so bunt und kraus gedacht war, da heißt dieß Manöver nichts anderes, als ihr das Fleisch von den Knochen schneiden und dann diese dem Volke zuzumuthen. Kein Wunder, wenn es keinen Geschmack daran findet.

Man macht noch einen andern Unterschied; man läßt Einiges, was man für die Kirche unbedingt verwirft, für Wallfahrten und häusliche Andacht gelten. Das ist ein Unterschied, der innerhalb gewisser Grenzen objectiv durchaus berechtigt ist. Indeß hieße es sich einem Irrthum hingeben, wollte man die praktischen Anstände übersehen, die auch dieß nothwendig haben muß. Einmal sollte nirgends, gleichviel ob in, ob außer der Kirche, gesungen werden, was die religiösen Gefühle zu einem weichlichen Gefühlskitzel heruntertrommelt und flötet. Sodann werden derartige Lieder die Grenze zwischen dem Kirchlichen und Unkirchlichen ver-

wischen und ein Gefühl dieses Unterschiedes im Volke nicht zu Stande kommen lassen. Der gemeine Mann wird nie begreifen wollen, warum er das schöne Lied, das er draußen singen darf, nicht auch drinnen singen sollte. Die Folge wird sein, daß es noch einmal geht, wie es gegangen hat, daß er seine Lieder von der Wallfahrt und aus der häuslichen Andacht wiederum in die Kirche schleppt; dann kann die ganze mühevolle Arbeit von Neuem beginnen. Hiergegen sollte man nach dem Grundsatze verfahren: Aus den Augen, aus dem Sinn. Gebe man dem Volke das Bessere in die Hand, lasse man ihm Zeit, seinen ersten Unwillen zu verdauen, sich allmählich in das Neue einzusingen, und es wird ein weiteres Bedürfniß sich gar nicht geltend machen. Statt seine mit einem Auge zum Himmel und mit dem andern zur Erde schielenden weltlich angehauchten Lieder mit in die Kirche zu schleppen, wird das Volk seine Kirchenlieder mit auf den Bittgang und mit vor seinen Hausaltar nehmen. Alle unsere alten Lieder sind so, daß sie sehr gut auch zur trauten Familienandacht stimmen, aus der sie ja ursprünglich zum größten Theile hervorgegangen sein mögen, in einer Zeit freilich, wo nicht das kirchliche weltlich lautete, sondern das weltliche Lied seine Weisen dem kirchlichen Gesange ablauschte.

Vor Allem aber und unbedingt sollte man vom Volke fern halten jene halb weltlichen, halb religiösen, Naturbetrachtung mit Marienminne, Frühlings-Sentimentalität mit Gottesgefühlen verquickenden geistlichen Schiffer- und Schäferlieder und was dergleichen mehr ist, Lieder, die unter lauter christlichen oder christlich lautenden Wendungen beinahe pantheistische Schwärmereien verstecken. Damit meine ich natürlich nicht jene weltlichen Lieder, die, was z. B. Eichendorffs Muse nie unterläßt, mit einem Fingerzeig, irgend einem Bezug auf das Überirdische schließen; die, wie es ja sein soll, alles Irdische, das ganze Diesseits mit all seinen Stimmen und Tönen von Lust und Leid, Wehmuth und Sehnsucht auf das himmlische Drüben beziehen; noch auch jene, die den in der ganzen Natur Gegenwärtigen und Thätigen auch thätig und gegenwärtig schauen, sondern nur jene geistliche Pegnitz-Schäferei, die, ohne mehr als den Namen geändert zu haben, noch in tausend und abertausend ungesunden, bleichsüchtigen und augenverdrehenden Gestalten mit dem christlichen Glauben und Fühlen liebäugelt. Nichts Ungesunderes unter der Sonne als diese frommen Ständchen, womit ein weltschmerzlicher Erdenpilger abendlich den Himmel anklimpern will und von denen man ein Reimlein Joh. Walthers dahin verändern möchte:

Dieß Liedlein, ob's wohl geistlich scheint,
Wird alles weltlich doch gemeint.

Damit glaube ich dieses Genre so charakterisirt zu haben, daß ich eine Verwechslung nicht zu fürchten brauche.

Aber das Volk liebt diese Lieder, es läßt sich dieselben nicht nehmen; was ihm zum Ersatz geboten werden soll, ist ihm zu trocken, es wird sich nie damit versöhnen. Die katholische Religion ist wesentlich eine heitere, freudig gestimmte, im Gegensatze zu der düstern schwermüthigen Grundstimmung des Protestantismus. — Ich könnte unschwer fortfahren und eine ganze Litanei ähnlicher Schlagwörter zusammensetzen, mit denen man, obschon sie tausendmal platt geschlagen worden, immer und immer wieder um sich schlägt.

Auf den ersten Einwand ist schon vor 15 Jahren treffend erwiedert worden: „Die Hauptgegner der ernsten Kirchenmusik findet man erfahrungsmäßig weniger beim schlichten Volke — das ist nur ein vorgeschobener Posten —, als bei den halbgebildeten Musikdilettanten.“ [1] Wie wahr das ist, geht schon daraus hervor, daß das Volk gar mit solchen Schlagwörtern nicht ficht.

Auf den zweiten Einwand erwiederte Joseph Oehler vor nun 22 Jahren ebenso treffend: „Es thut uns leid, auf einen derartigen Einwurf antworten zu müssen. Wenn ein solcher Tadel begründet wäre, so würde derselbe nicht uns, sondern unsere frommen, gewiß gut katholischen Voreltern treffen, aus deren Erbtheile wir die Gesänge, denen der Vorwurf gilt, genommen haben.... Mit mehr Recht könnte man mit Bezug auf die Melodien umgekehrt sagen, daß die Protestanten katholisch singen, da, wie wir gesehen haben, viele der schönsten deutschen Kirchenlieder aus der Zeit vor der Reformation stammen, welche Lieder sodann von den Protestanten hinübergenommen und zu ihrer Erbauung beibehalten worden sind.“ [2]

Es wäre wahrhaft Sünd und Schande, wollte man über derlei Einwendungen noch unnütze Worte verlieren, die doch nur auf einen unfruchtbaren Boden fallen würden. Gehen wir lieber still und ruhig unseres Weges stracks auf das Ziel und trösten uns mit dem gut katholischen Worte eines gut katholischen Dichters:

[1] B. Kothe, Musica sacra. 1869. S. 10.
[2] Vorrede zum St. Galler Gsgb. 1863. S. XXI.

Philister und ihre Gevatter,
Die machen groß Geschnatter
Im deutschen Vaterland.

Thun wir das und hoffen wir zu Gott, daß unser Volk noch einmal Geschmack an dem finde, was unsere Väter im Herzen lieb gewonnen, jene herrlichen Denkmäler ihres Glaubens und ihrer Liebe, die Wolfgang Menzel mit den schönen Worten charakterisirt: „Man glaubt, wenn man diese altdeutschen Gedichte von Christus liest, den hl. Christoph zu sehen, wie er, der Menschensöhne riesenhaftester, freiwillig das Joch des göttlichen Kindes auf sich nimmt, und jegliches Gebet mahnt uns, als spreche es ein geharnischter Ritter, der, nachdem er in der Schlacht gesiegt, die eisernen Kniee fromm vor dem Herrn niederbeugt. Es ist überall die süße Milde ausgehend von der Kraft; denn unser Volk war damals wie das kindlich frömmste, so das allermächtigste und herrschende in Europa.“ [1]

[1] Deutsche Dichtung, I. S. 222.